

Und stellt euch nicht
dieser Welt gleich,
sondern ändert euch
durch Erneuerung
eures Sinnes,
damit ihr prüfen könnt,
was Gottes Wille ist,
nämlich das Gute und
Wohlgefällige und
Vollkommene.

Römer 12, 2

AUS DEM INHALT:

■ Kirche & Lebenswelten

- Zum Verhältnis von Lebenswelt und Lebenslage
- Kirchlicher Dienst Land
- Gefängnisseelsorge
- Den öffentlichen Raum entdecken

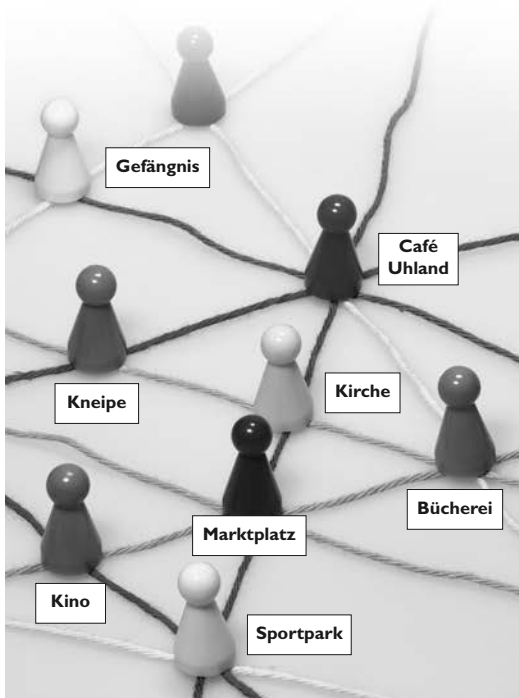
■ Aus der Pfarrvertretung

- Rückblick auf die Wahlperiode 2006-2012

■ Aus dem Förderverein

- Stipendiatenbericht

■ Rezensionen



Liebe Leserin, lieber Leser!

In welcher Welt lebst Du denn? Diese Frage, mit einem gewissen Unterton versehen, ist ein wenig schmeichelhafter Einwurf bei einer Unterhaltung. Zweifel daran, ob man noch in der richtigen oder schon längst falschen Welt lebt, stehen im Raum.

In welcher Welt lebst Du denn? Diese Frage stellen wir in dieser Ausgabe der Pfarrvereinsblätter an Kirche und an die darin Tätigen. Die bei uns angekommenen Beiträge überlegen grundsätzlich, was „Lebenswelt“ ist – etwa auch im Gegenüber zur „Lebenslage“ – und zeigen, dass und wie Kirche sich in dieser Welt mit ihren unterschiedlichen Lebenswelten der Menschen orientiert und einbringt: Leben auf dem Land, Justizvollzugsanstalt oder Bürgergesellschaft sind nur einige Lebenswelten, denen Sie in den folgenden Artikeln begegnen.

Diese Ausgabe erreicht Sie am Beginn der Ferien- und Urlaubszeit. Vielleicht nehmen Sie sie einfach mit in Ihre Urlaubs-Lebenswelt, die Sie möglicherweise in den kommenden Wochen betreten – zum Schmökern (die Buch-Tipps nicht vergessen!) und zum Sich-Fragen: In welchen verschiedenen Lebenswelten lebst, arbeitest, glaubst Du denn? Und wie geht es Dir in diesen Welten? Welche verstehst Du? Welche schätzt du? Worüber freust Du Dich dort? Welche möchtest Du am liebsten ändern? Und wenn ja, wie?

Wir wünschen Ihnen Antworten und Fragen ohne Unterton sowie eine von Gott behütete Sommerzeit!

Für das Tandem in der Schriftleitung,
Ihre



Hinweis auf die übernächste Ausgabe

*Die übernächste Ausgabe 10/2012
widmet sich dem Schwerpunkt
„450 Jahre Heidelberger Katechismus“.*

*Wir freuen uns über Ihre Beiträge.
Bitte senden Sie diese bis
spätestens zum*

2. September 2012

an die Schriftleitung.

*Die kommende Ausgabe 9/2012
zum Thema „Reformprozess in der
evangelischen Kirche“ befindet sich
bereits in Vorbereitung.*

Zum Verhältnis von *Lebenswelt* und *Lebenslage* – von der Demut als Voraussetzung für gelingende Kommunikation

Wie ist uns die Welt, in der Kirche lebt, überhaupt zugänglich? Wie können wir Lebenswelt erkennen und sie wie uns verstehen? Björn Kraus, Professor für Wissenschaft Sozialer Arbeit an der EH Freiburg, Coach und Supervisor, geht diesen grundsätzlichen Fragen nach, indem er einen Lebensweltbegriff auf der Grundlage des erkenntnistheoretischen Konstruktivismus entfaltet und uns auf die Grenzen, aber auch Möglichkeiten des Verstehens von Lebenswelten aufmerksam macht. Wenn man sich der Subjektivität der eigenen und anderen Lebenswelt bewusst ist, das Missverstehen wahrnimmt, die Annäherung an das Gegenüber wagt, erwächst eine Demut, die Kommunikation mit der Welt, in der wir leben, doch ermöglicht.

Zu den Grundaufgaben von Pfarrerinnen und Pfarrern gehört das gottesdienstliche und seelsorgliche Handeln sowie Bildung und Leitung.¹ Zu den Handlungsfeld spezifischen Kompetenzen gehört es etwa, „den gemeindlichen und gesellschaftlichen Kontext wahr(zunehmen)“, „theologische Inhalte zu spezifischen Lebenssituationen in Beziehung“ zu setzen, „existentiell relevante Dimensionen der Unterrichtsthemen (...) mit der Lebenswirklichkeit der Kinder“ zu vermitteln und „Kommunikationsprozesse adressengerecht“ zu gestalten. Diese Beispiele zeigen, dass die Qualität fachlichen Handelns von Pfarrerinnen und Pfarrern in allen Handlungs-

feldern davon abhängt, dass sie ihr Gegenüber – sei es ein Individuum oder eine Gruppe – verstehen und ihre Kommunikation so gestalten, dass sie vom Gegenüber verstanden werden können. Diese Aufgabe wahrzunehmen, setzt methodische Kompetenzen voraus, die zunächst ganz grundlegend von Vorstellungen über die Möglichkeiten und Grenzen jedes Verstehens abhängen.

Im Rahmen dieses Beitrags soll ein Lebensweltbegriff entfaltet werden, der auf einem erkenntnistheoretischen Konstruktivismus basiert und der Einsichten in die grundsätzlichen Grenzen und Möglichkeiten zwischenmenschlicher Kommunikation ermöglicht. An der Gegenüberstellung von Lebenswelt und Lebenslage soll verdeutlicht werden, dass gerade die Einsicht in die grundsätzlichen Grenzen von Verstehens- und Verständigungsprozessen die Wahrscheinlichkeit anschlussfähiger und damit erfolgreicher Kommunikation erhöht.

Lebenswelt – Phänomenologische Ursprünge und sozialpädagogische Rezeption

In der Sozialen Arbeit gilt die so genannte „Lebensweltorientierung“ spätestens seit dem 8. Jugendbericht der Bundesregierung (1990) als ein zentrales Paradigma der Jugendhilfe (Thiersch 1978; Thiersch/Grundwald 2002, S. 129). Mit der zunehmenden Nutzung des Begriffs der Lebenswelt nimmt allerdings eine begriffliche Beliebigkeit zu, die schließlich Ende der 1990er Jahre in den Diskursen der

Sozialen Arbeit zur Kritik des unpräzisen Gebrauchs des Lebensweltbegriffs führt (Fuchs/Halfar 2000). Spätestens wenn der Begriff der Lebenswelt nur noch für die äußeren Lebensbedingungen eines Menschen steht, wird das Absehen von dessen phänomenologischer Herkunft problematisch. Denn dann scheint die Lebenswelt eines Menschen durch die Auseinandersetzung mit seinen Lebensbedingungen erfassbar. Das steht im Widerspruch zu dessen phänomenologischen Wurzeln (Husserl 2008; Schütz/Luckmann 1975). Auch wenn der Begriff der Lebenswelt weder bei Husserl noch bei Schütz eindeutig bestimmt ist (vgl. Felten 2000, S. 75; Bergmann 1981, S. 50 ff.; Welter 1986, S. 77, S. 170), lässt sich doch ein grundlegendes Charakteristikum, sowohl des Lebensweltbegriffes als auch des später von Schütz benutzten Alltagsweltbegriffes, festhalten: Nämlich die Bedeutsamkeit der subjektiven Perspektive. Phänomenologisch gilt die Lebenswelt als das Ergebnis subjektiver Weltaneignung vor dem Hintergrund bisheriger Erfahrungen und unter Nutzung individueller geistiger und körperlicher Ausstattungsmerkmale. Insofern folgt aus der phänomenologischen Orientierung an der Lebenswelt mehr als nur die Hinwendung zum Alltag des Menschen. Sie rückt auch immer in den Blick, dass es nicht nur unterschiedliche Lebensbedingungen, sondern auch unterschiedliche Wahrnehmungsbedingungen gibt (Hitzler 1999, S. 232).

Lebenswelt und Lebenslage – Eine hilfreiche Unterscheidung

Der Subjektcharakter der Kategorie Lebenswelt ist im Falle eines Bewusstseins

für die phänomenologische Herkunft dieser Kategorie also durchaus im Blick. Dennoch geht mit der Benutzung des Lebensweltbegriffes die Gefahr einer gewissen Diffusion einher, insofern nämlich der Begriff der Lebenswelt zwar die Subjektivität dieser Kategorie betont, gleichermaßen aber immer auch auf die Rahmenbedingungen des subjektiven Wahrnehmens verweist. Diesen doppelten Bezug teilt – wenn auch mit anderen Schwerpunkten – der Begriff der Lebenswelt mit dem der Lebenslage. Der Lebenslagenbegriff wurde maßgeblich von Otto Neurath (1931) und Gerhard Weisser (1956) in den sozialwissenschaftlichen Diskurs eingeführt. Weisser definierte die Lebenslage eines Menschen als „den Spielraum, den einem Menschen die äußeren Umstände nachhaltig für die Befriedigung der Interessen bieten, die den Sinn seines Lebens bestimmen“ (ebd. 1956, S. 986). Insofern nehmen sowohl der Begriff der Lebenswelt als auch der Begriff der Lebenslage Bezug auf die jeweils individuellen Lebensbedingungen eines Menschen und auf die jeweils subjektive Wahrnehmung dieser Bedingungen. Beim Lebenslagenbegriff liegt der Fokus allerdings eher auf den Rahmenbedingungen, beim Lebensweltbegriff hingegen eher auf den subjektiven Wahrnehmungsbedingungen. Dementsprechend werden mit dem Lebenslagenbegriff eher die materiellen und immateriellen Bedingungen eines Menschen benannt. Problematisch wird es, wenn die unterschiedlichen Schwerpunkte nicht mehr im Blick sind und im extremen Fall die Begriffe Lebenslage und Lebenswelt schließlich beliebig verwendet und als

Synonyme gebraucht werden. Spätestens wenn mit dem Begriff der Lebenswelt nur noch die Rahmenbedingungen benannt werden, ist eine begriffliche Unbestimmtheit erreicht, die einer erfolgreichen Kommunikation entgegensteht.

Um diesem Dilemma zu begegnen, habe ich den Begriff der Lebenswelt systemisch-konstruktivistisch reformuliert (Kraus 2006; 2012a; 2012b, Kap. 5.1). Dabei ging es nicht um die phänomenologische Rekonstruktion des Begriffes, sondern darum, den Lebensweltbegriff in ein Theoriegebäude einzupassen, das auf einem erkenntnistheoretischen Konstruktivismus basiert (Kraus 2010, 2012b, Kap. 2).

Erkenntnistheoretische Grundlagen eines konstruktivistischen Lebenswelt- und Lebenslagenbegriffs

Die Grundlage der hier angestellten Überlegungen ist ein erkenntnistheoretischer Konstruktivismus, der die Bedingungen menschlichen Erkennens fokussiert und der dabei die in der abendländischen Philosophie immer wieder betonte Skepsis gegenüber unseren Erkenntnismöglichkeiten aufgreift (vgl. Glasersfeld 1996, S. 56 ff.). Die Möglichkeit, Sicherheit über die Beschaffenheit eines „Objektes“ zu erlangen, wird bezweifelt, da menschlicher Kognition immer nur die Ergebnisse unterschiedlicher Wahrnehmungsprozesse, nicht aber deren Anlässe zugänglich sind. Diese Überlegung entfaltet prominent Immanuel Kant, wenn er verdeutlicht, dass wir die Realität nicht unmittelbar, sondern nur im Rahmen unserer Wahrnehmungsmöglichkeiten erfahren können (Kant 1798, 1800/1968). Deswegen kann grundsätz-

lich nicht überprüft werden, ob die „Gegenstände, wie sie uns erscheinen“ (a. a. O., BA 26) (also die Ergebnisse eines Wahrnehmungsprozesses) den tatsächlichen Gegenständen „(...) wie sie (...) sind“ (a. a. O., BA 26) (also den Anlässen dieses Wahrnehmungsprozesses) entsprechen. Denn dies würde voraussetzen, dass wir unsere Wahrnehmungsbedingungen umgehen und die Ergebnisse eines Wahrnehmungsprozesses mit den zu Grunde liegenden realen Wahrnehmungsanlässen direkt vergleichen können, ohne dabei erneut unsere gerade zu überprüfenden Wahrnehmungsmöglichkeiten zu benutzen. Diese Voraussetzung wurde schon von den Vorsokratikern in Frage gestellt (vgl. Glasersfeld 1996, S. 158). Im konstruktivistischen Diskurs wird Kognition als ein operational geschlossener Prozess beschrieben, um zu betonen, dass Kognition keinen direkten Zugang zur Welt an sich, sondern nur zu den eigenen Bewusstseinszuständen hat. Damit ist die Konstruktion der Wirklichkeit zwar eine subjektive Leistung, dass diese allerdings keine beliebige Leistung ist, lässt sich mit Überlegungen zur Viabilität und zur strukturellen Koppelung verdeutlichen. Denn auch wenn es gerade in der populärwissenschaftlichen Ausprägung konstruktivistischer Diskurse stellenweise scheinen mag, als würde die Beliebigkeit kognitiver Konstruktionsprozesse propagiert,² so ist dies m. E. eine Überziehung konstruktivistischer Grundannahmen, der sogar mit radikalkonstruktivistischen Modellen widersprochen werden kann. Ernst von Glasersfelds Konzept der ‚Viabilität‘ (vgl. Glasersfeld 1978, S. 65 ff.) verdeutlicht, dass

Wirklichkeitskonstruktionen um ihres Erfolges willen zwar nicht der Realität entsprechen müssen, dieser aber auch nicht widersprechen dürfen. Mit Maturanas Modell der strukturellen Koppelung lässt sich erklären, dass sich informationell geschlossene Systeme wechselseitig beeinflussen können und die Ausbildung „konsensueller Bereiche“ möglich ist (Maturana/Varela 1987, S. 196 f.; Maturana 2000, S. 115 ff.). Insofern gehe ich davon aus, dass die menschliche Strukturentwicklung einer grundsätzlichen Doppelbindung unterliegt (Kraus 2010, S. 105, Kraus 2012b, Kap. 2): Einerseits ist die Lebenswirklichkeit eines Menschen dessen subjektive Konstruktion, andererseits ist diese Konstruktion nicht beliebig, sondern bei aller Subjektivität – auf Grund der strukturellen Koppelung des Menschen an seine Umwelt – eben durch die Rahmenbedingungen dieser Umwelt beeinflusst und begrenzt.

Lebenswelt und Lebenslage – Konstruktivistisch reformuliert

Im Rahmen der konstruktivistischen Reformulierung habe ich die Begriffe Lebenswelt und Lebenslage einander gegenüber gestellt und auf ihre jeweiligen Schwerpunkte hin konkretisiert. Der Begriff der Lebenswelt sollte nun ausschließlich den Subjektcharakter betonen, der Begriff der Lebenslage ausschließlich die Rahmenbedingungen fokussieren. Dabei lässt sich die Differenz zwischen dem Begriff Lebenswelt und dem Begriff der Lebenslage, der im konstruktivistischen Diskurs benutzten Differenz zwischen den Begriffen Wirklichkeit und Realität (vgl. Roth 1997, S. 316; Stadler/Kruse 1986, S. 75 ff.)

zuordnen. Demgemäß entspricht der Begriff Wirklichkeit dem Begriff Lebenswelt, hingegen der Begriff Realität dem Begriff Lebenslage. Für beide gilt: Das eine ist die subjektive Konstruktion unter den Bedingungen des anderen. Mit anderen Worten: Die Lebenswelt ist ebenso die subjektive Konstruktion eines Menschen wie die Wirklichkeit, und diese subjektive Konstruktion vollzieht sich unter den Bedingungen der Lebenslage bzw. der Realität. Lebenslage und Realität setzen die einschränkenden und anregenden Bedingungen für die Lebenswelt und Wirklichkeit. Dennoch bleibt, aufgrund der operationalen Geschlossenheit menschlicher Kognition, die Lebenswelt eine unhintergebar subjektive Kategorie – auch wenn sie unter den Bedingungen der Lebenslage konstruiert werden muss. Wenn wir dies nun konkretisieren wollen, so lässt sich etwa die materielle und immaterielle Ausstattung eines Menschen seiner Lebenslage zuordnen. Dazu würden nicht nur die Rahmenbedingungen im Sinne von materieller Ausstattung, Wohnraum, Finanzmittel u. ä. gehören, sondern auch die immateriellen Ausstattungen, etwa das zur Verfügung stehende soziale Netzwerk. Darüber hinaus würde aber auch die Ausstattung seines Organismus zur Lebenslage gehören, die körperliche Verfasstheit eines Menschen wäre Bedingung der Lebenslage. Die Wahrnehmung dieser Bedingungen würde hingegen die Lebenswelt eines Menschen ausmachen. An dieser Stelle wird die Relevanz für die Praxis deutlich: Allein die Auseinandersetzung mit der Lebenslage eines Menschen (die Hinwendung zu seinen Le-

bensbedingungen) ermöglicht noch keinen Zugang zu dessen Lebenswelt. Selbst wenn ich all sein Sozial- und Materialkapital erfassen könnte, so hätte ich doch seine Lebenswelt noch nicht erfasst. Lebenswelt und Lebenslage sind also systemisch-konstruktivistisch wie folgt definiert (vgl. Kraus 2012a; 2012b, Kap. 5.1):

Als **Lebenslage** gelten die materiellen und immateriellen Lebensbedingungen eines Menschen.

Als **Lebenswelt** gilt das subjektive Wirklichkeitskonstrukt eines Menschen, welches dieser unter den Bedingungen seiner Lebenslage bildet.

Mit Blick auf die Doppelbindung menschlicher Strukturentwicklung ist zu beachten, dass die Lebenswelt eines Menschen zwar das Ergebnis subjektiver Konstruktionsprozesse ist, dieses Ergebnis aber nicht in einem „luftleeren Raum“, sondern unter jeweiligen sozialen und materialen Bedingungen Bestand haben muss. Die Lebenswelt eines Menschen korreliert also mit dessen Lebenslage in der gleichen Weise wie die Wirklichkeit mit der Realität (vgl. Roth 1997, S. 316; Stadler/Kruse 1986, S. 75 ff.). Die Lebenswelt ist das Ergebnis eines subjektiven Konstruktionsprozesses in Auseinandersetzung mit der zur Verfügung stehenden Lebenslage.

Konsequenzen

Berücksichtigt man die bisherigen Ausführungen, so scheint die geforderte Orien-

tierung an der Lebenswelt eine zumindest paradoxe Aufforderung zu sein. Wie soll man sich denn in letzter Konsequenz an einer grundsätzlich subjektiven Kategorie orientieren?

Nutzen wir zur Beantwortung dieser Frage Arnold Retzers Differenzierung der Phänomenbereiche von Körper, Psyche und Erzählung und unterscheiden zwischen gelebtem, erlebtem und erzähltem Leben (Retzer 2007, S. 818).

Erzähltes Leben

Alles was kommunikativ zugänglich ist – Verbale und Nonverbale Kommunikation (Sprache, Verhalten, Mimik)

Erlebtes Leben

Alle geistigen und psychischen Zustände und Prozesse (Bewusstsein, Kognition, Psyche)

Gelebtes Leben

Alle organischen und physiologischen Sachverhalte, Zustände und Prozesse („biologisches Leben“)

Die lebensweltlich relevante Kategorie ist die des erlebten Lebens. Zugänglich ist aber bestenfalls das gelebte Leben oder das erzählte Leben. Das gelebte Leben etwa dann, wenn wir am tatsächlichen Leben eines Menschen teilhaben oder wenn wir uns allgemein mit den Lebensbedingungen von Menschen auseinandersetzen. Allerdings sind uns auch dann a) nur Ausschnitte des gelebten Lebens zu-

gänglich und b) diese nicht objektiv, sondern nur durch den Filter unserer eigenen Wahrnehmungs- und Interpretationsmöglichkeiten.

Wir haben also eher Zugang zu Ausschnitten der Lebenslage eines Menschen als zu dessen Lebenswelt. Gleiches gilt mit Blick auf das erzählte Leben. Zugänglich sind uns nur die Ausschnitte, die uns ein Mensch zugänglich macht, und „verstehen“ können wir diese nur im Rahmen unserer Interpretationsmöglichkeiten. Kommunikation ermöglicht keinen Informationstransport vom kognitiven Bereich der Person A zu dem der Person B, sondern die von den Kommunikationspartnern produzierten Kommunikate ermöglichen lediglich ein wechselseitiges Spekulieren über die zu Grunde liegenden Kommunikationsbasen (Kraus 2012b, Kap. 3). In einem Seelsorgegespräch wäre also zu berücksichtigen, dass die am Gespräch Beteiligten mit benutzten Begriffen und Bildern keineswegs die gleichen Inhalte und Bedeutungen verbinden müssen. Was ist denn mit Begriffen wie Sehnsucht, Sorge, Angst, Wut, Einsamkeit, Müdigkeit, Liebe und Hoffnung gemeint? Mögliche Unterschiede in der Bedeutungszuweisung werden in der Kommunikation keineswegs ohne weiteres deutlich. Diese auf den ersten Blick so selbstverständlich scheinende Einschränkung erfordert in der Praxis eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber einer vorschnellen Annahme, den Gegenüber verstanden zu haben oder selber verstanden worden zu sein. Gerade diese Aufmerksamkeit ist es allerdings, die die

Chance steigert, Missverstehen überhaupt erst als solches wahrzunehmen. Insofern lässt sich formulieren, dass gerade die Annahme nicht zu Erkennen oder zu Verstehen die Wahrscheinlichkeit des Erkennens und Verstehens erhöht. Oder anders: Die Demut gegenüber den grundsätzlichen Grenzen menschlichen Erkennens und Verstehens steigert die Chance auf Verstehen und Erkennen.

Lebensweltliche Orientierung kann also nicht meinen, die Lebenswelt eines Menschen tatsächlich zu erfassen. Es geht vielmehr darum, sich der Subjektivität dieser Kategorie bewusst zu sein und sich als Konsequenz daraus zu bemühen, eine Annäherung an eben diese Subjektivität zu wagen. Die grundsätzlichen Grenzen des wahrnehmenden und kommunizierenden Zugangs zur Lebenswelt können zwar nicht überwunden werden, aber gerade das Bewusstsein dieser Grenzen steigert die Chance der Orientierung an der Lebenswelt: Erstens indem ich mich mit meinen eigenen Anteilen des „Erkennens“ und „Verstehens“ auseinandersetze und zweitens, indem ich an den subjektiven Weltansichten meiner Adressaten interessiert bin.

■ *Björn Kraus, Freiburg*
Kontakt: bkraus@eh-freiburg.de

-
- 1 Vgl. Kompetenzmatrix für Vikare und Vikarinnen der Evangelischen Landeskirche in Baden.
 - 2 Dies würde einen ontologischen Solipsismus voraussetzen, der die Existenz einer tatsächlichen Realität verneint. Dem steht entgegen, dass selbst im radikal konstruktivistischen Diskurs nicht die Existenz einer Realität, sondern nur deren Erkennbarkeit bezweifelt wird (vgl. Kraus 2012b, Kap. 2.1.4).

Literaturverzeichnis

- Bergmann, W. (1981): Lebenswelt, Lebenswelt des Alltags oder Alltagswelt? Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 33(1), 50–72.
- BMJFFG (Hrsg.) (1990): 8. Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Bonn.
- Böse, R./Schiepek, G. (2000): Systemische Theorie und Therapie. Ein Handwörterbuch (3. Aufl.). Heidelberg: Asanger.
- Felten, M. von (2000): „... aber das ist noch lange nicht Gewalt“. Empirische Studie zur Wahrnehmung von Gewalt bei Jugendlichen. Opladen: Leske + Budrich.
- Fuchs, P./Halfar, B. (2000): Soziale Arbeit als System. Zur verzögerten Ankunft des Systembegriffs in der Sozialen Arbeit. Blätter der Wohlfahrtspflege (3+4), 56–58.
- Glaserfeld, E. von (1978): The construction of knowledge. Contribution of conceptual semantics. Seaside, Ca.: Fritter Systems Publications.
- Glaserfeld, E. von (1996): Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hitzler, R. (1999): Die „Entdeckung“ der Lebens-Welten. Individualisierung im sozialen Wandel. In: Willems, H./Hahn, A. (Hrsg.), Identität und Moderne (S. 231-249). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Husserl, E. (2008): Die Lebenswelt. Auslegungen der vorgegebenen Welt und ihrer Konstitution. Texte aus dem Nachlass (1916–1937), Husserliana Band 39. Ausg. von R. Sowa, Berlin/Heidelberg.
- Kant, I. (1798, 1800): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Reprint der Theorie-Werkausgabe (1968). Bd. XII. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kompetenzmatrix für Vikare und Vikarinnen der Evangelischen Landeskirche in Baden. Zugriff am 10.07.2012 unter <http://www.ekiba.de/download/Kompetenzmatrix.pdf>.
- Kraus, B. (2006): Lebenswelt und Lebensweltorientierung. Eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft. Kontext. Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie, 37(2), 116–129. Auch unter: <http://www.sozialarbeitswissenschaften.de/>
- Kraus, B. (2010): Erkenntnistheoretisch-konstruktivistische Perspektiven auf die Soziale Arbeit. In: Krieger, W. (Hrsg.), Systemische Impulse – Theorieansätze, neue Konzepte und Anwendungsfelder systemsicher Sozialer Arbeit (S. 94-112). Stuttgart: Ibidem.
- Kraus, B. (2012a): Lebenswelt. In: Wirth, J.V./Kleve, H. (Hrsg.), Lexikon des systemischen Arbeitens. Grundbegriffe der systemischen Praxis, Methodik und Theorie (S. 244–248). Heidelberg: Carl-Auer-Verlag.

-
- Kraus, B. (2012b): Erkennen und Entscheiden. Grundlagen und Konsequenzen eines erkenntnistheoretischen Konstruktivismus für die Soziale Arbeit. Weinheim: Juventa. Im Druck.
 - Maturana, H. R./Varela, F. (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des Erkennens. München, Bern, Wien: Scherz.
 - Maturana, H. R. (2000): Biologie der Realität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - Neurath, O. (1931): Empirische Soziologie. Der wissenschaftliche Gehalt der Geschichte und Nationalökonomie. In: Frank, P./Schlick, M. (Hrsg.), Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung (Bd. 5). Wien: Springer.
 - Retzer, A. (2007): Systemische Psychotherapie. Theoretische Grundlagen, klinische Anwendungsprinzipien. In: Möller, H.-J./Laux, G./Kapfhammer, H.-P. (Hrsg.), Psychiatrie und Psychotherapie (3. Aufl., Bd. 1, S. 816–839). Berlin, Heidelberg: Springer.
 - Roth, G. (1997): Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - Stadler, M./Kruse, P. (1986): Gestalttheorie und Theorie der Selbstorganisation. Gestalt Theory, 8, 75–98.
 - Schütz, A./Luckmann, T. (1975): Strukturen der Lebenswelt. Vol. 1–2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - Thiersch, H. (1978): Alltagshandeln und Sozialpädagogik. Neue Praxis, 8, 6-25.
 - Thiersch, H./Grundwald, K. (2002): Lebenswelt und Dienstleistung. In: Thiersch, H. (Hrsg.), Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung (S. 127-153). München: Juventa.
 - Weisser, G. (1956): Wirtschaft. In: Ziegenfuss, W. (Hrsg.), Handbuch der Soziologie (Hälfte 2, S. 970–1098). Stuttgart: Enke.
 - Welter, R. (1986): Der Begriff der Lebenswelt. Theorien vortheoretischer Erfahrungswelt. München: Wilhelm Fink.

Herausforderungen annehmen – Zukunft gestalten **Die Arbeit des Kirchlichen Dienstes Land (KDL)**

Der landeskirchliche Beauftragte für den kirchlichen Dienst Land, Hermann Witter, skizziert in einem kurzen und konzentrierten Überblick die allgemeinen Aufgaben und besonderen Herausforderungen für die Kirche in der Lebenswelt „Land“. Dabei möchte er vor allem sensibel machen für die weitreichenden Veränderungsprozesse im ländlichen Bereich und die Notwendigkeit regionaler Kooperationen.

Die KDL-Arbeit ist in den letzten Jahren vielseitiger und abwechslungsreicher geworden. Themenfelder sind in jüngster Zeit in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt, die vor Jahren noch als Randthemen apostrophiert oder nur in Expertenzirkeln diskutiert wurden.

Der demografische Wandel, die Klimaveränderung, die Energiewende und damit das Thema Bioenergie sowie die Verschwendung von Lebensmitteln setzen beim KDL in jüngster Zeit theologische, ethische, gesellschaftspolitische und ökologische Akzente, die ihn fordern und herausfordern, weil sie einerseits Positionsbestimmung erfordern, andererseits aber auch Chancen für Menschen in der Landwirtschaft und den ländlichen Regionen hier und weltweit bieten.

Die badische Landeskirche umfasst eine Grundfläche von ca. 1,5 Mio. ha. Davon werden ca. 540.000 ha landwirtschaftlich

genutzt. Diese Flächen sind Grundlage für ca. 25.000 bäuerliche Familienbetriebe im Voll- und Nebenerwerb, von denen ca. 12.000 evangelisch sind.

Aufgabe des Kirchlichen Dienstes Land ist es, die Kompetenzen der Landeskirche auf dem Gebiet des Ländlichen Raumes und der Landwirtschaft zu erhalten und sich der spezifischen Probleme der Menschen in der Landwirtschaft und der ländlichen Regionen anzunehmen.

Der KDL stellt sich diesen Aufgaben, indem er seine Ressourcen vorwiegend auf drei Themenfeldern, den drei „Bs“, konzentriert: Bildung, Beratung und Begleitung.

1. Bildung

Die Bildungsarbeit des KDL geschieht vor allem an zwei Standorten:

An der Ländlichen Heimvolkshochschule in Neckarelz (LHVHS) geht es um wichtige Themen wie die Qualifikation von Ehrenamtlichen, Persönlichkeitsbildung von landwirtschaftlichen Unternehmern sowie um die Frage einer nachhaltigen Landwirtschaft. Der KDL-Regionalbeauftragte Nordbaden unterrichtet dort mit der Hälfte seines Deputates die Themenfelder Landwirtschaft, Gartenbau und Kommunikation. Darüber hinaus nutzt der KDL die Infrastruktur dieses Hauses als Veranstaltungsort für seine Angebote in der Region Nordbaden, wie z. B. Seminare für die KDL-Arbeitskreise, die jährlichen regionalen Wintertagungen oder andere Veranstaltungsformen.

Eine weitere Tagung zu biografischen und landwirtschaftsbezogenen Themen findet

zu Beginn des Jahres im Kloster St. Trudpert im Münstertal für die Region Südbaden statt.

Den zweiten Tagungsschwerpunkt hat der KDL in Bad Herrenalb. Im Rahmen der Evangelischen Akademie Baden bietet er Tagungen zu aktuellen Themen der Land- und Forstwirtschaft, der Entwicklung des Ländlichen Raumes sowie zu Verbraucher- und Tierschutzfragen an.

Als Beispiel für eine zukunftsorientierte Bildungsarbeit führt der KDL das Projekt „Junge landwirtschaftliche Familien“ an der Ländlichen Heimvolkshochschule in Neckarelz durch. Ziel dieses Projektes ist u. a. die Vernetzung der immer weniger werdenden jungen landwirtschaftlichen Unternehmer. Weitere Ziele sind die Stärkung der Persönlichkeitsbildung in familiären und religiösen Fragen sowie die Ermutigung zur Übernahme gesellschaftlicher und kirchlicher Verantwortung.

2. Beratung

Bedingt durch die Energiewende nach der Reaktorkatastrophe von Fukushima werden nachwachsende Rohstoffe eine wichtigere Rolle spielen als bisher, durch deren Anbau aber ein Zielkonflikt bei der Nutzung der Bodenfläche entsteht. (Stichwort: Teller oder Tank). Es ist anzunehmen, dass in Zukunft das Konfliktpotential zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen zu diesen und anderen Themen und innerhalb der Landwirtschaft zunimmt. Hierbei bietet der KDL seine Moderatorenkompetenz an, wie er sie schon beim Odenwälder Milchkonsens im Jahre 2010 unter Beweis gestellt hat.

Ländliche Entwicklungsperspektiven

Die Entwicklungsperspektiven für die ländlichen Räume in Baden-Württemberg haben sich in den letzten zehn Jahren verschlechtert, nachdem sie noch in den 80er/90er Jahren des letzten Jahrhunderts im Vergleich zu den Ballungsgebieten eine positive Entwicklung genommen hatten. Die Bearbeitung des demografischen Wandels wird deshalb ein weiterer Schwerpunkt der Beratungsarbeit und Moderatoren-tätigkeit des KDL werden.

„Der absehbare Bevölkerungsrückgang, gekoppelt an eine starke Alterung der Bevölkerung und ein Abschmelzen des Erwerbspersonenpotenzials fordert die Politik heraus. Ohne entschiedenes politisches Handeln auf allen relevanten Ebenen droht dem Ländlichen Raum ein verstärkter Polarisierungsprozess mit spürbaren sozialen und wirtschaftlichen Disparitäten und übermäßig abweichenden Lebensbedingungen.“ Mit diesen Worten fasst Prof. Dr. Siedentop vom Institut für Raumplanung und Entwicklung der Universität Stuttgart die Studie: „Der Beitrag der ländlichen Räume Baden-Württembergs zu wirtschaftlicher Wettbewerbsfähigkeit und sozialer Kohäsion – Positionsbestimmung und Zukunftsszenarien“ (2011) zusammen.

Diese Studie, die ich für diesen Beitrag kurz zusammenfasse, wirft ein Schlaglicht auf die Probleme, vor denen die peripheren ländlichen Regionen und damit auch unsere Landeskirche in ansehbarer Zeit stehen werden.

Siedentop legt der Politik eine Anpassung an die veränderten demografischen und

ökonomischen Bedingungen in den Gebieten nahe, die heute schon von einem Schrumpfungsprozess betroffen sind. Unter „Anpassung“ versteht er Strukturen und Systeme auf veränderte Bedingungen (hier eine erodierende Bevölkerungsbasis) einzustellen. Für ländliche Räume können insbesondere der Umbau der örtlichen Siedlungsstruktur sowie Anpassungen der regionalen und lokalen Infrastruktursysteme an eine schrumpfende Nachfrage erforderlich werden. Im Verständnis dieses Berichts bedeutet „Anpassung“ somit keinesfalls „Aufgabe“ oder „passive Sanierung“, sondern eher qualitätssichernde „Redimensionierung“ des Bestands.

Erforderlich sei von Seiten des Landes eine stärker regional- und standortdifferenzierte Entwicklungs- und Strukturpolitik, die auf die spezifischen teilträumlichen Bedingungen und Zukunftsaussichten abstellt.

Die Anpassung an den demografischen Wandel verlangt, so Siedentop, nach einer umfassenden kommunalen Entwicklungspolitik. Während die Gemeinden die Ursachen des demografischen Wandels kaum beeinflussen können, verfügen sie bei der Anpassung an rückläufige Bevölkerungszahlen und eine alternde Gesellschaft über wirkungsvolle Instrumente, mit welchen negative Auswirkungen begrenzt werden können. Insbesondere die Sicherung der kommunalen Daseinsvorsorge muss als prioritäres Handlungsfeld genannt werden, welches den Entscheidungssträgern bereits heute langfristig

orientierte Entscheidungen abverlangt. Von zentraler Bedeutung ist dabei eine verstärkte interkommunale Zusammenarbeit. Soweit das Gutachten.

Man muss nicht alle Handlungsoptionen von Siedentop für gut befinden, zumal sie sich auch nicht 1:1 auf die Kirche übertragen lassen. Was aber richtig ist, dürfte die Anregung zu regionaler Kooperation sein. Kirchen und Kommunen stehen vor demselben Problem: In den peripheren ländlichen Räumen können Infrastruktur, Nahversorgung und Bildungsangebote unter wirtschaftlich vertretbaren Argumenten in bisherigem Umfang nur schwerlich vorgehalten werden. Kooperationen zwischen Kommunen und Kirche wäre eine Möglichkeit, die kommende Redimensionierung sozial- und generationenverträglich zu gestalten.

Zusammenarbeit zwischen Kirchengemeinde und bürgerlicher Gemeinde ist nicht neu und wird schon mehrfach praktiziert. Was im Bereich der Kindertagesstätten zur Selbstverständlichkeit wurde, könnte ja auch im Blick auf kirchliche Gebäude eine Möglichkeit zur Redimensionierung bieten oder mit der Kommune zu überlegen, wie die Nahversorgung und der öffentliche Nahverkehr in den Dörfern wieder eingerichtet/verbessert werden kann.

Was die Siedentop-Expertise nicht im Blick haben konnte, weil ihre Datenerhebung vor der Energiewende des Jahres 2011 abschloss, ist deren Auswirkung und die Folgen für die gesamte Ökonomie der

Ländlichen Räume. Die mit der Energiewende und ihrer Umsetzung einsetzende Nachfrage nach Flächen zum Anbau von nachwachsenden Rohstoffen oder zur Erzeugung von CO₂-neutraler Energie führte schon kurze Zeit später in manchen Regionen zu massiven Pacht- und Kaufpreissteigerungen. Die Energiewende wird, nach Überzeugung des KDL, mittelfristig die Wirtschaftskraft des Ländlichen Raumes stärken und zur ökonomischen Attraktivität, sprich zu Investitionen in den anderen Branchen unserer Volkswirtschaft und damit zur Schaffung von Arbeitsplätzen beitragen. Das demografische Problem wird dadurch freilich nicht gelöst, aber etwas abgeschwächt. Wenn durch die Energiewende erreicht wird, dass die jungen Menschen nach der Ausbildungsphase wieder aufs Land ziehen oder gar nicht erst weggehen, weil sie dort Lehrstellen und berufliche Perspektiven finden, hätte sie uns nicht nur von der Last der Kernenergie befreit, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur Revitalisierung peripherer ländlicher Gebiete geleistet.

3. Begleitung

Im Laufe der letzten 25 Jahre hat die Nachfrage nach Beratung und seelsorgerlicher Begleitung von landwirtschaftlichen Familien einen signifikanten Anteil der Gesamtarbeitszeit der KDL-Mitarbeiter in Anspruch genommen.

Ein Teil des Beratungs- und Seelsorgebedarfes ist dem Strukturwandel in der Landwirtschaft geschuldet, der weiterhin eine große Herausforderung für Bäuerinnen und Bauern darstellt.

Jahr für Jahr haben in der zurückliegenden Zeit ca. 4 Prozent aller Betriebe ihre Hof Tore für immer geschlossen. Es ist nicht anzunehmen, dass sich dies ändert. Dies bedeutet eine extrem hohe psychische und physische Belastung der bäuerlichen Familien und somit eine verstärkte Nachfrage nach seelsorgerlicher Begleitung in Familien-, Ehe- und Generationenkonflikten. Aus diesem Grund hat der KDL im Sommer 2011 in Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Bauernwerk in Württemberg eine Ausbildung zur Qualifizierung in der ehrenamtlichen landwirtschaftlichen Familienberatung ins Leben gerufen, an der sieben Teilnehmer aus Baden beteiligt sind.

Ursprünglich als ökumenische Einrichtung gegründet, wird die ehemalige ökumenische landwirtschaftliche Familienberatung der Kirchen in Baden seit dem Ausstieg der Evang. Landeskirche aus der Finanzierung als e.V. unter der Bezeichnung: „Familie und Betrieb“ von der katholischen Landvolkbewegung der Erzdiözese Freiburg weitergeführt. Der KDL unterstützt diesen Verein, indem er seine Mitarbeiter als Mitglieder der regionalen, interdisziplinär aufgestellten Supervisionsteams zur Verfügung stellt, im Vorstand mitarbeitet und die Arbeit zu einem bescheidenen Teil aus Kollektanmitteln mit finanziert.

Neben vielen seelsorgerlichen Gesprächen auf den Höfen bietet der KDL Gottesdienste aus Anlass landwirtschaftlicher Kasualien an, wie Erntedank- und Erntebittgottesdienste oder Hofgottesdiensten zu besonderen Ereignissen.

Aus dem oben geschilderten Sachverhalten ergibt sich, um eine effiziente Arbeit zu gewährleisten, eine relativ dichte Vernetzung des KDL, vor allem mit der Erzdiözese Freiburg, aber auch mit Behörden, Parteien, Verbänden, Forschungseinrichtungen und anderen gesellschaftlich relevanten Gruppen, die im Ländlichen Raum aktiv sind.

Der KDL stellt seine Kompetenzen und Erfahrungen gerne Kirchengemeinden, Synoden und Pfarrkonventen zur Verfügung, um über die o.g. Themen zu informieren.

■ *Hermann Witter, Heitersheim*

Macht und Ohnmacht Gefängnisseelsorge im Kontrast

Gerhard Ding, seit Ende März Dekan im Justizvollzug Baden-Württemberg, kümmert sich seit nunmehr 17 Jahren als Gefängnisseelsorger um Menschen, die hinter Gefängnismauern leben. Hier beschreibt er, wie es ist, in diese Welt der Justizvollzugsanstalt tagtäglich einzutauchen, wie es ist, den dort lebenden Menschen zu begegnen und sie zu begleiten: ein Erleben von Macht und Ohnmacht. Und was es braucht: ein Vertrauen in die Kraft der Liebe.

Macht und Ohnmacht sind im Mannheimer Gefängnis wie ein Geschwisterpaar, das Hand in Hand durch die Balustraden und Gänge des Mannheimer Gefängnisses wandert und dabei auch ab und zu ganz schnell die Seiten wechselt. Das Thema begleitet mich durch meine Zeit als Seelsorger hinter den Mauern.

Noch nie habe ich Macht so ausgeprägt, so ungeniert und so laut wahrgenommen wie seit meiner Zeit im Mannheimer Gefängnis. Und das Gegenüber, die Ohnmacht, meldet sich dazu ebenfalls vehement und bedrückend zu Wort. Manchmal scheint mir das ganze Gefängnis wie ein riesiges Schachbrett angelegt zu sein, das in den einzelnen Kästchen jeweils die Macht und die Ohnmacht enthält. Mit einem einzigen Zug gelangt man von der Macht in die Ohnmacht und auch umgekehrt.

Macht ist nicht mehr nur abstrakt und gedacht, sondern eben konkret an den Mauern, an den Gittern, an den Türen, an

den Zellen erfahrbar. Nicht selten auch als handgreifliche und zupackende Gewalt bei einem unmittelbaren Zugriff vorhanden, wenn die Kollegen vom Allgemeinen Vollzugsdienst (AVD) einen sich heftig wehrenden Gefangenen zu Boden zwingen, ihn fesseln und dann in den BGH zu bringen. Und dabei habe ich nicht vergessen, was der Ausbildungsleiter seinen jungen Kollegen einschärfte: Achtet darauf, dass der Gefangene so schnell als möglich wieder auf die Beine kommt, denn es ist unendlich entwürdigend so auf dem Boden zu liegen.

Zu Beginn meiner Tätigkeit im Knast wirkte das alles auf mich wie eine kalte Dusche. Da war ich ganz erfüllt vom Wunsch nach Ausgleich, nach Versöhnung, Verständnis, nach Gewaltlosigkeit. Das habe ich mit dem ohnmächtig leidenden Christus am Kreuz in Verbindung gebracht. Macht über andere Menschen zu haben und diese auch zu gebrauchen erschien mir außerordentlich fragwürdig.

Dabei tauche ich schon an der Pforte des Gefängnisses unmittelbar in das Gewirr von Macht und Ohnmacht ein. Ich hole dort meinen dicken Schlüsselbund, das klirrende Symbol der Macht, aus dem Schlüsselfach. Das macht mir klar: Ich übe Macht aus. Ich laufe die Gänge entlang, irgendwo mache ich eine Tür auf, an vielen laufe ich vorbei. Ich schließe auf und hole Gefangene; ich bringe sie anschließend wieder zurück und schließe sie weg. Gerade nach intensiven Gesprächen ein ganz sonderbares Gefühl. Ich bestimme mit wem, wann und wie lange ich mit einem

Menschen rede. Ich entscheide, welche konkrete und praktische Hilfe ich zukommen lasse. Ich vermittele Kontakte zu den Familien, Partnerinnen, manchmal auch zu Rechtsanwältinnen. Für den einen setze ich mich beim Juristen und Sozialarbeiter ein, beim anderen kann oder will ich nicht. Ich werde bisweilen von Gefangenen danach gefragt, ob ich als Pfarrer etwas machen, arrangieren kann, gar Einfluss habe. In der Regel wird das aus ihrer eigenen Ohnmacht heraus grandios überschätzt. Aber ich kenne bei mir das gute Gefühl, wenn ich etwas machen kann. Viel öfters aber spüre ich meine eigene Hilflosigkeit und Ohnmacht. Das ist gar nicht leicht auszuhalten. Das alles zeigt: Im Knast sind Macht und Ohnmacht unmittelbar erlebbar. Macht wird sehr unterschiedlich ausgeübt. Viele Beamte sind sehr bemüht, zeigen sich großzügig und flexibel, lassen manchmal eine Zellentür offen, erlauben einen außerplanmäßigen Umschluss, nehmen das Telefon zur Hand, auch dann, wenn sie es nicht tun müssten. Sicher ist das so, aber ebenso sicher begegne ich der zynischen Macht. Die vermittelt dem Gefangenen, dass er nichts wert ist, dass er der letzte Dreck ist. In der vergangenen Woche sagte mir ein Stockwerksbeamter: „Ein guter Gefangene ist nur der eingeschlossene Gefangene.“ Ich erlebe die Arroganz mit der Gefangene abgewiesen werden: „Mit diesem Kerl rede ich nicht, der brummt bis zum letzten Tag, der sieht bei mir kein Land mehr.“

Manche Gefangene empfinden eine große Hilflosigkeit: Was soll ich nur machen? Das ist das Gefühl, wenig oder nichts be-

einflussen zu können. Wie verläuft das Leben draußen? Wie geht es meinen Kindern, meiner Frau?

Es ist schon eine *ganz* besondere Welt, der Knast, Er objektiviert, registriert, kontrolliert den Menschen wo es nur geht, erstellt Bewegungsprofile eines Gefangenen; er reduziert ihn oft auf seine Tat. Die Aktenlage wird entscheidend. Der Mensch wird zum Mörder, zum Dieb, zum Vergewaltiger usw. Der Gefangene erscheint als Paket, das ‚verschubt‘ wird. Und trotzdem gibt es viele Versuche, den Gefangenen zu helfen. Es gibt Gruppen für soziales Training, Anti-Gewalt-Training, Therapiegruppen, Sportgruppen, Schulgruppen, Sozialtherapie usw. Dabei erleben eine Reihe der Gefangenen auch die Therapie wie einen Zugriff: „Da wird etwas mit mir gemacht. Die wollen, dass ich eine Therapie mache.“ Oft werden die Möglichkeiten einer Therapie gewaltig überschätzt – sie ist auch nur eine Möglichkeit – oder die Therapie dient den „Drogisten“ als die Möglichkeit, etwas früher aus dem Knast zu kommen.

Auch wenn die Therapieangebote nur den kleineren Teil der Gefangenen erreicht, erlebe ich diese Versuche im Vergleich zu der Gefängniswelt noch in den 1980er Jahren als sehr hilfreich. Denn für den anderen Teil der Gefangenen ist das Gefängnis nach wie vor eine Verwahranstalt! Die Strafe wird abgesehen. Diese Strafe hat vergeltenden Charakter! Oder ist nur noch Ausdruck von Ratlosigkeit: Was soll man da noch machen? Es wäre so schön, wenn wir etwas „machen“ könnten. So

aber zucke ich bei dem Satz zusammen: Da ist nichts mehr zu machen. Ich denke, es ist falsch, nur von einer Macht im Gefängnis zu sprechen. Gefangene können auch in ihrer äußeren Machtlosigkeit große Macht auf mich ausüben. Sie stellen Forderungen über Forderungen: „Sie sind doch Pfarrer, sie müssen mir doch helfen.“ Sie klammern sich manchmal wie ein kleines Kind an mir fest, so dass ich sie am liebsten wegstoßen wollte. Manche Gefangene sind darin Meister, einem zuzusetzen, zu drohen, im Extremfall auch mit der Drohung der eigenen Vernichtung. Sie wollen ein schlechtes Gewissen machen, schieben Schuld hin und her, auf die Frau, die Familie, den Staat, die Gesellschaft. Und dann zeigt sich die Macht der Gefangenen auch in einer gnadenlosen Hackordnung untereinander. Da wird auf vielerlei Arten Druck ausgeübt, erpresst, verleumdet, verraten, gedroht und auch geschlagen.

Richtig ohnmächtig fühle ich mich aber gegenüber einer ganz anderen Macht. Sie hat keinen rechten Namen und begegnet mir als einem Sog, der zum Bösen und zur Sinnlosigkeit zieht. Dieser Sog hat eine unheimliche Gewalt, zerstört die besten Ansätze, lässt alle positiven Bemühungen der Helfer, der Gefangenen und manchmal auch der Umwelt als umsonst erscheinen. Wie kann ich einem Menschen weiter begegnen, wie kann er selbst weiter leben, wenn er immer und immer wieder von seinem eigenen Scheitern eingeholt wird und dann wieder einfährt. Was bedeutet das für einen Menschen, wenn er sein Leben nur noch als Scher-

benhaufen ansieht, was sind das für Menschen, die die dunklen Abgründe, die ich z. T. auch in mir selbst vorfinde, gelebt haben? Auch sie sind und bleiben Kinder Gottes. Gott schafft keinen Ausschuss.

In der Ansprache Helmut Gollwitzers am Grab von Ulrike Meinhof, die sich in ihrer Gefängniszelle erhängt hatte, finde ich die folgenden Sätze:

„Diesen Menschen mit einem schweren Leben, der sich das Leben dadurch schwer gemacht hat, dass er das Leben anderer Menschen sich so nahe gehen ließ, diesen Menschen in seinen Hoffnungen und Kämpfen und Depressionen sehe ich jetzt im Frieden der Liebe Gottes. Allen bürgerlichen und christlichen Leuten, die sie verdammen wegen ihrer Taten und wegen ihres Todes sage ich: Dieses Kind Gottes, Ulrike Meinhof, ist unabhängig von allem Richtigen und Falschem in ihrem Willen und Tun hinübergewandert in die Arme der ewigen Liebe. Gott sei Dank.“

Der Mensch ist Gottes Kind, bleibt sein Ebenbild trotz aller Fehler, Verfehlungen und Sünde. Die Gottesebenbildlichkeit ist keine Eigenschaft, sie ist „unverlierbar“ (von Rad) und geht seinen Taten voraus. Was der Mensch ist, liegt nicht in ihm, sondern in Gott, der ihn will. Darin liegt die Würde aller Menschen, dass sie von Gott als verantwortliche Partner geschaffen sind, also Wesen sind, die zur Antwort gerufen werden und sich im Gegenüber Gottes befinden. Diese Möglichkeit zum Bewähren, zum Leben in Verantwortung darf das Gefängnis nicht nehmen. Der Mensch darf auch als Gefangener für den Mächti-

gen nicht zum bloßen Objekt, auch nicht zum therapeutischen Objekt verkommen. Versöhnung ist noch etwas anderes als Therapie. Die Versöhnung war Inhalt des Lebens Jesu. Sie wird sichtbar in seinem Umgang mit den ‚Verlorenen‘. Der abgeschriebene Mensch wurde von Jesus für gemeinschaftsfähig erklärt.

All das, was Jesus selbst zu Macht und Gewalt gesagt und getan hat, wie er sich von ihr distanzierte (Mk 10,41 f) oder wie er sie erlitten hat und wie er dem Menschen begegnete, hat seinen Brennpunkt in der Liebe. Ich erkenne in dieser Liebe eine durchaus machtvolle Komponente. Dass sie sich durchsetzen will, wird selbst dann noch sichtbar, als Jesus wie in der Bergpredigt den Verzicht auf das Zurückschlagen als Handlungsmöglichkeit eröffnet. Diese Liebe will auch über das Böse bestimmen. Damit ist das nicht so ein seichter und sanfter Gefühlsschwall, dessen Karikatur der immer nette und freundliche Pfarrer ist, sondern ein sehr aktives Handlungsprinzip, das auf Durchsetzung drängt. So finde ich es richtig, nicht nur von der Ohnmacht und der Gewaltlosigkeit Jesu zu reden, sondern von der Macht seiner Ohnmacht und der Macht seiner Liebe. Von dieser Liebe geht auch Macht aus, die ‚hoffnungslose Fälle‘ erreicht. Diese Macht hat den Anspruch über Himmel und Erde erhoben und erhalten: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Damit ist auch der Anspruch über diese dunklen, dämonischen Mächte erhoben, mit denen ich so wenig umgehen kann, die alles zerstören wollen und sich manchmal im Knast in Mannheim

in der großen Frustration, Resignation und Ohnmacht gerade der Fachdienste niederschlagen.

Zum Schluss:

Am Montagabend hat mich die Besuchsabteilung angerufen. Die Kollegen hatten gerade einen Besuch überwacht und dabei mitbekommen, wie der Besucher eines libyschen Untersuchungsgefangenen seinem Freund die Nachricht mitbrachte, dass seine zwei Brüder im Krieg umgebracht wurden. Er wirke zwar gefasst, aber vielleicht wäre es doch besser, wenn ich ihn mir einmal anschauen könnte. Als wir dann in meinem Büro saßen, hat er sehr weinen müssen. Er war nicht bei der Beisetzung, er konnte niemanden aus seiner Familie in den Arm nehmen und trösten, er konnte gar nichts machen, nur weinen, ich glaube er darf noch nicht einmal telefonieren. Er konnte gar nichts tun, außer später wieder in seine Zelle zurück gehen. Am Schluss sagte er: „Inschallah, es war Gottes Wille. Allah hat Macht über alles. Er wird die Schuldigen richten.“ Das hat ihn in der Tat beruhigt. Ich habe das so belassen. Aber in meinem Fühlen wurde mir mit einem Schlag bewusst, wie anders ich glaube. Gott thront nicht in einer Allmacht über all unserer Ohnmacht, er nimmt den Schmerz auch nicht so einfach weg, die Störungen werden nicht einfach weg therapiert. Gott bleibt bei mir in meiner Verrücktheit, in meinen Verletzungen und Schmerzen. Er hat sich Ohnmacht und Leiden nicht vom Leib gehalten.

Beides gehört zusammen: „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ ... und ...

„reichst du uns den schweren Kelch des Leides ...“.

Ich suche die Stärke, die in der Schwäche deutlich wird, die Gnade, die Paulus erfahren hat und von der Jesus ihm sagt, er solle sich an ihr genügen lassen. Darauf hoffe ich, dass die Worte der Jahreslosung auch für uns immer wieder neu wahr werden: „Jesus Christus spricht: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

■ *Gerhard Ding, Mannheim*

Den öffentlichen Raum neu entdecken Handlungsfelder einer sozialen Stadtentwicklung

Kirche findet dort statt, wo Menschen leben: im öffentlichen Raum. Welchen Veränderungen unterliegt der öffentliche Raum und wie kann kirchliche Präsenz und Beteiligung innerhalb der Bürgergesellschaft aufgebaut werden? Die Evangelische Akademie Baden ist auf ihrer Tagung „Stadt macht Zukunft. Handlungsfelder einer sozialen Stadtentwicklung“ solchen Fragen nachgegangen und bei einer Frage angekommen, die lautet: Was können wir für Sie tun?

Wie werden sich die Wohn- und Lebensverhältnisse in einer Gesellschaft ändern, in der die Menschen immer älter werden? Was bedeutet es für das Zusammenleben, wenn in größeren Städten unseres Landes der Anteil von Zuwanderern schon heute mehr als ein Drittel ausmacht? Auf der Tagung „Stadt macht Zukunft. Handlungsfelder einer sozialen Stadtentwicklung“ der Evangelischen Akademie Baden ging es um Zukunftskonzepte angesichts eines gesellschaftlichen Umbruchs, der mit Stichworten wie Demographischer Wandel, veränderte Familienstrukturen und Spaltungsprozesse in Arme und Reiche zu beschreiben ist.

Der Soziologe Thomas Klie von der Evangelischen Hochschule Freiburg zeichnete die Veränderungsprozesse der europäischen Stadt seit der Industrialisierung nach. Das Versprechen auf ein besseres

Leben in der Stadt sei eines der traditionellen Motive für urbane Zuwanderung gewesen. Vor dem Hintergrund sozialer Spaltungsprozesse entlang ökonomischer und kultureller Grenzlinien sei dies aber nicht mehr ohne weiteres gegeben. Die Verantwortung für den öffentlichen Raum müsse darum neu entdeckt und organisiert werden. „Der Idealtyp des sich verantwortlich fühlenden Stadtbürgers ist heute kaum noch zu finden. Es dominieren abwesende Investoren“, sagte Klie. Er plädierte für eine Stadtentwicklung als Kulturentwicklung. Neue Kommunikationsformen zwischen Jungen und Alten, Einheimischen und Zugezogenen müssten ausprobiert werden. Die Zukunft der Stadt, so Klie, liege in einer Neubelebung der Nachbarschaft.

„Ist das, was gesellschaftlich passiert, überhaupt steuerbar“, fragte der Berliner Stadtplaner Albrecht Göschel. In seinem Beitrag beschrieb er soziale, ökologische und kulturelle Megatrends, welche die Handlungsmöglichkeiten für die kommunale Stadtentwicklung einschränkten. In den letzten hundert Jahren sei die Freiheit des Einzelnen, sich zu bewegen, zu informieren und zwischen Produkten zu wählen, zweifellos immens gewachsen. Diese „Optionserweiterung“ bedeute aber auf der anderen Seite eine Verengung, da sie Menschen emotional überfordere und in ökologisch wie sozialer Hinsicht zu „Verengungen und Platzmangel“ führe. Rettung könne durch zivilgesellschaftliches Engagement kommen, wo Bürger sich aus dem Denken klientelpolitischer Interessenvertretung lösten und kooperativ

den sozialen Herausforderungen des Gemeinwesens stellten.

Wie sich Stadtentwicklung konkret in Karlsruhe vollzieht, wurde an exemplarischen Arbeitsfeldern aufgezeigt: Schule als Ort der Quartiersentwicklung, gemeinschaftliche Wohnprojekte sowie Sportvereine als Integrationsfaktoren bei interkulturellen Begegnungen. Martin Lenz, Bürgermeister der Stadt Karlsruhe, die als Kooperationspartnerin der Tagung beteiligt war, verwies in diesem Zusammenhang auf gelungene Ansätze einer breiten Bürgerbeteiligung.

Von einem „epochalen Schock“ sprach der Sozialpsychiater Klaus Dörner (Hamburg): der Gesellschaft sei mittlerweile deutlich geworden, dass sich die Vision der Moderne auf eine leidensfreie Zukunft durch immer bessere Leistungen in Medizin und Ökonomie als hohl erwiesen habe. Das Ausmaß an zu erwartendem Hilfebedarf in einer immer älter werdenden Gesellschaft sei dagegen historisch neu. „Wir brauchen die Bürger, um diesen Hilfebedarf schultern zu können“, sagte Dörner. Hoffnung mache eine wachsende „Helfensbedürftigkeit“. Darunter versteht Dörner den sich vielerorts manifestierenden Wunsch von Bürgern, sich ehrenamtlich in Hospizgruppen, Nachbarschaftsvereinen oder Stadtteilinitiativen zu engagieren. So entstünde zwischen Familie und Gesellschaft ein „dritter Sozialraum“, in dem auch Kirchengemeinden mit ihren zahlreichen Vernetzungen im Quartier eine wichtige Rolle spielten.

Akademiedirektor Klaus Nagorni (Karlsruhe) unterstrich die Notwendigkeit einer

Gemeinwesendiakonie, bei der sich Kirche und Rathaus nicht mehr als fremde Partner gegenüberstehen, sondern sich als Teil derselben Bürgergesellschaft versteht, die an den Nöten wie an den vielfältigen Kompetenzen eines Stadtteils teil hat. Die Kirche vor Ort, mitten drin im Quartier, sei in guter biblischer Tradition ein „Möglichkeitsraum“, wo Fremde ohne Vorbehalt einander begegnen, Milieugrenzen überwunden und ein neuer Zusammenhalt probiert werden könne.

Um die in einem Stadtviertel vorhandenen Potentiale und Talente abzurufen, bedürfe es allerdings, so noch einmal Klaus Dörner, der „Kunst des Klinkenputzens“. Der Appell gegenüber Dritten dürfe nicht sein: „Wir brauchen Ihre Hilfe, bitte tun Sie etwas für uns!“, sondern die Kernbotschaft müsse lauten: „Was können wir für Sie tun?“

■ *Ralf Stieber, Karlsruhe*

Weitere Informationen siehe www.Kirche-findet-Stadt.de

„Suchet der Stadt Bestes.“ Predigt zur Tagung „Stadt macht Zukunft“ über Jeremia 29,4–11

Menschen in der Stadt haben heutzutage offensichtlich immer häufiger das Gefühl, in der eigenen Lebenswelt fremd zu sein. Akademiedirektor Klaus Nagorni von der Evangelischen Akademie Baden bringt in der hier veröffentlichten Predigt über Jeremia 29,4–11 die Bedeutung von Kirche als „Möglichkeitsort“ ins Spiel, wo es möglich ist, dem Fremden zu begegnen; ein Ort, an dem Vertrautheit wachsen und Heimat entstehen kann. Ein Ort, wo Gott gegenwärtig ist.

Es ist eine Geschichte, die in der Fremde spielt. Es ist eine Rede, die sich an Menschen richtet, die aus ihrem Land verschleppt wurden. Es ist ein Satz, zu denen gesprochen, die im Exil sind. „Suchet der Stadt Bestes! Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte.“ Ein Satz, eine Aufforderung, ein Befehl an Menschen, der ganz und gar nicht selbstverständlich ist. Denn es geht dabei nicht darum, es sich schön einzurichten in einer vertrauten Umgebung, in einer ungefährdeten Heimat.

Der Prophet Jeremia spricht zu entwurzelten Menschen, denen das Fundament unter ihren Füßen zerbrochen ist. Die den Himmel über ihren Köpfen verloren haben. Die metaphysisch obdachlos geworden sind, weil sie mit dem Tempel in Jerusalem auch das Zentrum ihrer Religion verloren haben.

Es ist eine Rede an die Weggeführten in Babel, denen mit der Heimat auch ihr Glaube zwischen den Händen zu zerbrechen droht. Ihnen ist dieser ganz und gar nicht heimatseilige Satz gesagt: „Suchet der Stadt Bestes!“

Denn das Gemeinwesen, in dem sie sich befinden, ist schon lange nicht mehr das eigene. Die Häuser, in denen man jetzt wohnt, sind fremd von außen wie von innen, so wie alles in diesem Land Babylonien fremd ist – die Sprache, die Gerüche, das Essen, die Lieder, die Wege, die Gebäude. Wo alles fremd ist, wird man selbst zum Fremden.

Um Menschen also geht es bei dieser Rede, denen Jeremia sagt: Fremdsein ist jetzt euer Alltagszustand. Jammert nicht darüber! Trauert nicht den alten Zeiten in Jerusalem nach, dessen Mauern zerbrochen sind und dessen Tempel verbrannt ist. Richtet euch ein in der Fremde! Hier in Babylonien. Hier ist euer Leben. Ihr habt kein anderes!

„Fremd ist der Fremde nur in der Fremde!“ Karl Valentin hat diesen hintersinnigen Satz gesagt. Das „nur“ deutet darauf hin, dass die Fremde, das Fremdsein, für Valentins Zeitgenossen so etwas war wie der Ausnahmezustand. Man ist eben nicht ständig in der Fremde, sondern meistens in der Heimat. Da spielt die Musik.

„Fremd ist der Fremde nur in der Fremde!“ Was aber, wenn die Fremde zum Normalzustand, das Fremdsein zum vorherrschenden Alltagsgefühl wird? Ist es nicht so, dass

dieser Normalzustand in unseren westlichen Gesellschaften längst eingetreten ist oder doch zumindest dabei ist, sich immer stärker auszubreiten? Fühlen sich nicht immer mehr Menschen als Fremde?

Die, zu denen wir Migranten sagen, und Menschen mit Migrationshintergrund gehören sicher dazu. Aber auch die, die eigentlich hier zu Hause sein müssten. Die aber die Welt nicht mehr verstehen – weil sie alt geworden sind. Weil sie die sozialen Änderungen nicht nachvollziehen können. Weil sie sich von der technologischen Entwicklung überrollt fühlen.

Weil sie zu jung sind und von Chancen und Möglichkeiten ausgeschlossen sind, um sich zu bilden und weiterzukommen. Sicher auch die, die mit Werten und Tugenden groß geworden sind, von denen sie heute im öffentlichen Leben nichts mehr entdecken. Die die maßgebliche und orientierende Kraft von Traditionen erlebt haben, die heute in Auflösung begriffen oder bereits verschwunden sind. Die die Sprache nicht mehr verstehen, mit denen Kinder und Jugendliche heute kommunizieren. Aber auch die, die Zusammenhänge nicht mehr begreifen, nach denen die Gesellschaft, die Wirtschaft, die Politik im Inneren wie im Äußeren funktioniert oder nur zu funktionieren vorgibt.

„Suchet der Stadt Bestes!“ Was heißt das in diesem Kontext allseitiger Fremdheit? Auch hier gilt, wie damals in Babylonien: die Sehnsucht nach vergangenen Zeiten, in denen alles anders war, hilft nicht weiter. Das Klagelied über den Verlust von

Heimat, von Sprache, von Tradition und Religion bietet keine Perspektive. Auch da geht es darum, das Leben anzunehmen, wie es jetzt ist. Das ist unsere Stadt. Das ist unsere Gesellschaft. Das ist unser Leben. Wir haben kein anderes.

Dennoch stellt sich die Ressourcenfrage. Aus welchen Quellen schöpfen wir angesichts dieser Herausforderung? Wo nehmen wir die Kraft her, um uns in der Fremde zu beheimaten?

Es gibt diese schöne Geschichte aus einer Zeit, als die Städte noch Tore hatten, durch die die Menschen ein- und ausgingen. Vor so einem Stadttor sitzt ein alter Mann. Er betrachtet die Menschen, die in die Stadt hineingehen oder aus ihr herauskommen. Ein Fremder, offensichtlich von weit her, tritt auf ihn zu und spricht ihn an. „Sag mir doch, wie sind die Menschen hier in der Stadt?“, will er wissen. „Wie waren sie denn dort, wo ihr zuletzt gewesen seid?“, fragt der Alte. „Wunderbar. Ich habe mich dort sehr wohl gefühlt. Sie waren freundlich, großzügig und stets hilfsbereit.“ „So etwa werden sie auch hier sein“, ist die Antwort. Kurz darauf kommt ein anderer Reisender zu dem Alten. Auch er fragt: „Wie sind die Menschen hier in der Stadt?“, „Wie waren sie den dort, wo ihr zuletzt gewesen seid?“ lautet die Gegenfrage. „Fürchtbar Sie waren gemein, unfreundlich, keiner half dem Anderen.“ „So, fürchte ich, werden sie auch hier sein“, entgegnet der Alte.

Die Ressourcenfrage findet in dieser kleinen Geschichte eine erste Antwort. Sie

lautet: es kommt darauf an, der Stadt Bestes zu suchen und nicht die Defizite zu bejammern! Den eigenen Beitrag dazu zu leisten.

Aber das kann nicht nur Aufgabe des Einzelnen und seines guten Willens sein. Dazu muss es auch Orte geben, an denen solches eingeübt werden kann. Wo ein Wechsel der Perspektive geprobt werden kann. Das Hören und das Erlernen der Sprache der Anderen. Die Sensibilität für das Fremde. Das Kosten und Probieren der Speisen einer fremden Küche. Die Bewegungen und Tänze einer anderen Kultur. Möglichkeitsorte, die mich aus dem Reich der Zwänge und Zwanghaftigkeiten herausführen.

Der Architekturhistoriker Wolfgang Peht hat den Kirchen auf einer Tagung an unserer Akademie eben diese Rolle zugeschrieben. Nicht in erster Linie den Kirchen als Institutionen des Religiösen. Sondern den Kirchen als Gebäuden, als heiligen Räumen. Als Kristallisationspunkte, die ein Gemeinwesen zentrieren und prägen. Als Symbole, die im realen Sinne herausragen aus dem Maß des Üblichen. Räume, an denen das Undefinierte und Undefinierbare seinen Platz hat. Das unbeschriebene Blatt. Die nicht ausgerechnete Leerstelle. Die Pause im musikalischen Geflecht einer Komposition.

Und dies gilt dann auch in einem übertragenen Sinn. Es braucht solche Räume, an denen ein anderes Leben anschaulich und eingeübt wird. Eine andere Zeit erlebt wird. Es braucht Gelegenheiten zu den-

ken und zu erfahren: es könnte alles auch ganz anders sein.

Kirchen waren immer auch Orte des Asyls – für Menschen, aber auch für Gedanken, für die in der Mehrheitsgesellschaft kein Platz war. Wo der Fremde und das Fremde nicht verfolgt, sondern begrüßt wurden. Wo Entfremdung stattfand in dem Sinne, dass der Fremde nicht als Bedrohung draußen vor der Tür blieb, sondern hinein gebeten wurde. Und damit auch Entfeindung des Fremden praktiziert wird. Orte, an denen sich neue Möglichkeitsräume eröffnen.

Als der Weltreisende Paulus nach Athen kommt, findet er dort auf dem Areopag unter all den Altären, die allen möglichen Göttern aufgestellt wurden, eine Freistelle: einen Altar, die unter all den vielen Göttern niemandem gewidmet ist. Darauf steht: dem unbekanntem Gott.

Zweierlei ist daran bedeutsam. Erstens: dass die Athener ein Gefühl dafür haben, dass eine Stadt mit ihren symbolischen Orten nie endgültig definiert sein darf. Dass sie nicht durchgängig besetzt sein darf mit Bedeutung, festgelegt auf nur eine alles dominierende Perspektive. Und zweitens: dass Paulus den Mut hat, dieser vorgefundenen Leerstelle eine Bedeutung zuzuschreiben. Dem unbekanntem Gott einen Namen zu geben. Nicht in dem Sinne, dass nun auch der letzte freie Platz besetzt ist. Im Gegenteil, er weist darauf hin, hier ist die Stelle, wo innerhalb der Grenzen einer Stadt und der Grenzen unserer Vernunft das Grenzenlose einen Ort des Andenkens hat. Hier gedenken wir

dem, der der Lebensatem unseres Lebens, aber auch unseres Sozialwesens ist. „Ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt. Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darin ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir.“

Das ist die dialektische Fähigkeit des Apostels: er gibt der Leerstelle des unbekanntem Gottes auf dem Marktplatz der Athener eine Bedeutung. Aber er besetzt sie nicht. Er qualifiziert den unbekanntem Gott als einen, der unser aller Lebensatem ist. Es ist der Gott, der unter den Menschen Wohnung nimmt, als Wort das Fleisch wird, als Idee, die Praxis wird. Und der doch unauflösbare Geheimnis bleibt. Suchet der Stadt Bestes. Gleichheit der Bildungschancen, gerechte Einkommensverteilung, intakte Nachbarschaften, guter öffentlicher Verkehr, lebendige Stadtquartiere, Plätze der Begegnung für Junge und Alte. Das alles gehört dazu.

Aber das ist nicht selbstverständlich. Es braucht Orte, wo das Fremde Eingang findet. Wo Raum dafür ist. Wo es bedacht werden kann und es einen Namen bekommt. Möglichkeitsorte eben.

Dort ist er zu finden. Im Raum, den wir lassen für den fremden Gott. Den fremden Menschen. Denen, die sich selbst fremd sind. Die aber, indem ihnen ein Ort für ihr Fremdsein eingeräumt wird, vielleicht ein Stück Beheimatung finden.

Am Ende der Bibel, im Buch der Offenbarung, wird die Stadt entworfen, wo der fremde, unbekanntem Gott nicht mehr in Tempeln und Kirchen angebetet wird. Sondern Hütte an Hütte mit den Menschen wohnt. Da wird aus der Fremde das Zuhause, nach dem wir ein Leben lang unterwegs sind.

Solange wir aber noch nicht am Ende der Zeit angelangt sind, braucht es eine Freistelle für diese Vision. Den Möglichkeitsort, damit das Unbekannte Raum hat zu werden und wachsen. Damit das Geheimnis unter uns wohnen kann.

■ *Klaus Nagorni, Karlsruhe*

Deutscher Pfarrerinnen- und Pfarrertag

Montag, 17. September und Dienstag, 18. September 2012 in Hannover

Informationen und Anmeldeformular finden Sie im Deutschen Pfarrerblatt 5/2012.

Anmeldeschluss ist am **17. August 2012** bei der Geschäftsstelle des Dachverbandes in Schifferstadt mit dem Anmeldebogen im Deutschen Pfarrerblatt.

Der Badische Pfarrverein gewährt einen Teilnehmer-Zuschuss von 200 Euro pro Mitglied nach Ablauf des Deutschen Pfarrertages anhand der dort geführten Teilnehmerliste. Eine Beantragung ist nicht erforderlich. Der Zuschuss wird im November 2012 ausbezahlt.

Die Teilnehmenden an den Sonderkonferenzen (Sonntag 16. September) und die offiziellen Delegierten der Mitgliederversammlung (Montagsmorgen, 17. September) melden sich zum gesamten Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrertag auf einem besonderen Organisationsblatt an, das direkt von der Geschäftsstelle des Verbandes Anfang August versandt wird.



Förderverein Pfarrhaushilfe • Förderverein Pfarrhaushilfe • Förderverein Pfarrhaushilfe

Bitte ausfüllen und einsenden an: Förderverein Pfarrhaushilfe e. V.
Postfach 22 26, 76010 Karlsruhe
BBBank Karlsruhe (660 908 00) Kto. 2 412 888

Name und Anschrift: _____

Bitte ziehen Sie – widerruflich – von meinem Konto Nr.: _____

bei (Bank): _____ BLZ: _____

einmalig EUR _____

monatlich EUR _____

vierteljährlich EUR _____ ein.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Eine Spendenbescheinigung (Zuwendungsbestätigung) erhalten Sie automatisch Ende Januar des Folgejahres.

Rückblick auf die Wahlperiode 2006–2012

Es sind vor allem zwei **Schwerpunkte, die die Arbeit der Pfarrvertretung (PV) ausmachen**: die Begleitung von Pfarrerrinnen und Pfarrern in Konfliktfällen und die Beratung aller gesetzlichen Regelungen, die die Pfarrerschaft betreffen.

Zur Begleitung ist zu sagen, dass nach meinem persönlichen Eindruck es oft schon die Gesprächsatmosphäre entspannt hat, wenn eine neutrale Begleitperson anwesend war. Meist sind die Konflikte schon in einem gewissen Eskalationsstadium, bevor die PV hinzugebeten wird. Gelegentlich können wir von der PV auch klärende Fragen stellen, auf die betroffene Kollegen nicht von allein kommen. Die meisten Gespräche finden im Evang. Oberkirchenrat (EOK) statt, aber ich war auch schon in Dekanaten dabei. Leider sind manche Konflikte auch schon so verfahren, dass auch die Begleitung durch die PV nicht zu einer Lösung hilft.

Bei den **Themen, die uns beschäftigt haben**, gab es zwei „Schwergewichte“: den vorgezogenen Ruhestand mit 67 und die Diskussionen um §107 (2).

Diese entzündeten sich vor allem an den Ausführungsbestimmungen zu §107, die eine verbindliche Mitarbeit von Religionslehrer/innen in den Gemeinden festschreiben sollten. Der Sache nach war die Mitarbeit nicht neu; schon im alten Pfarrdienstgesetz (PfdG) hieß es, dass Religionslehrer/innen mitwirken sollen. Bei den Gemeindepfarrern waren solche Regelungen

im Blick z. B. auf Vakanzen ebenso üblich. In der (noch) geltenden Urlaubsordnung heißt es z. B. im Blick auf die hauptamtlichen Religionslehrer/innen: „Der Erholungsurlaub wird in der Regel durch die Schulferien abgegolten. Von den Religionslehrern wird erwartet, dass sie in dem Teil der Schulferien, der über den in Absatz 2 geregelten Erholungsurlaub hinausgeht, bei Vertretungsdiensten in der Gemeinde, insbesondere an Feiertagen, mitwirken“ (Urlaubsordnung §1 (6)). Doch nun sollte über die Orientierungsgespräche eine nachprüfbar verbindliche Verpflichtung vorgenommen werden. Dagegen regte sich zu Recht Widerstand. Die Ausführungsbestimmungen sind inzwischen zurückgenommen, nicht zuletzt aufgrund der gemeinsamen Veranstaltung von RPI, Fachverband RL, Pfarrvertretung und Pfarrverein im Februar 2011.

Das Thema aber bleibt: wie soll der **§ 25 (4) PfdG–EKD** umgesetzt werden? Dort heißt es: „Pfarrerinnen und Pfarrer sind verpflichtet, über den mit einem Auftrag unmittelbar übertragenen Aufgabenbereich hinaus Vertretungen und andere zusätzliche Aufgaben zu übernehmen.“

Hier muss nun sehr genau überlegt werden, ob und welche Ausführungsbestimmungen hilfreich sind; zeitliche Quantifizierungen scheiden schon deshalb aus, weil auch der „unmittelbar übertragene Aufgabenbereich“ nicht zeitlich bestimmbar ist (auch nicht im RU oder bei überregionalen Aufgaben). Zur Weiterarbeit am Thema ist geplant, uns als Betroffene von vornherein einzubeziehen.

Die Beschleunigung des **Ruhestands mit 67**, also das Vorziehen vom Jahrgang 1964 auf den Jahrgang 1951 und die Zustimmung der PV dazu ist auf Kritik gestoßen. Es war übrigens das einzige Thema, wo auch die Meinungen innerhalb der PV nicht einheitlich waren. Das hat zunächst sachliche Gründe: Es ist ein Unterschied, ob ich den Schutz der jetzt im Dienst Befindlichen in den Vordergrund stelle oder die prognostizierte Entwicklung unserer Kirche und v.a. des Pfarrdienstes.

Wir haben uns für letzteres stark gemacht mit der Konsequenz, dass bei den nächsten Kürzungsrunden, die wir um das Jahr 2020 wohl erwarten müssen, diese unsere „Vorleistung“ zu einer verminderten Reduzierung im Pfarrdienst führen werden. Außerdem hat die Synode den EOK beauftragt, mehr Anstrengungen zu unternehmen, damit Pfarrer/innen gesund bis 67 arbeiten können. Auch diese so genannte „Work-life-balance“ bzw. „Salutogenese“ wird uns weiter beschäftigen. Dass diese Beschleunigung des Ruhestandes mit 67 eine Belastung für die meisten darstellt, war uns bewusst. Es ist sicher kein Trost, aber alle Mitglieder der PV, die vor 1964 geboren sind, sind von der Regelung mehr oder weniger selbst betroffen.

Immerhin ist es uns gelungen, für diejenigen, die schon im Pfarrvikariat nur eingeschränkte Dienstverhältnisse angeboten bekamen, eine Verbesserung bei der Anrechnung auf die Dienstjahre zu erreichen.

Themen, die uns immer wieder beschäftigen, sind:

- Fragen zur Dienstwohnung, zum Mietwert, zu den Nebenkosten usw.
- Die Frage der Amtszeitbegrenzung: hier ist es gelungen, die bisherigen badischen Regelungen mit dem 12-Jahres Gespräch zu erhalten und eine starre Zeitbegrenzung zu vermeiden.
- Wir haben an der Entstehung eines „Konventes der Schwerbehinderten“ mitgewirkt.
- Wir haben die Einrichtung von „Springern“ für Vakanzen unterstützt.
- Fortbildung ist immer wieder Thema, aktuell beteiligen wir uns an der Überarbeitung des Orientierungsgesprächs.
- Sorge macht uns die steigende Zahl von Pfarrer/innen im Angestelltenverhältnis, weil es hier bei der Besoldung Probleme gibt, nicht im Brutto aber im Netto.

Ein weiterer Teil der Arbeit der PV ist der **Kontakt mit anderen Gruppierungen**, die Interessen vertreten. So gab es Gespräche mit der Pfarrfrauenvertretung, mit einer Arbeitsgruppe von Homosexuellen, mit Schwerbehinderten. Dieser Aspekt hat durch die Freistellung des Vorsitzenden bereits eine Verbesserung erfahren. So konnte ich mehrmals in Pfarrkonventen zu Dienstrecht oder anderen Fragen referieren, habe Kontakt zur Württembergischen Pfarrvertretung aufgenommen und auch zu den Mitgliedern des Oberkirchenrates, die nicht regelmäßig Gesprächspartner der PV sind.

Durch das PfdG-EKD bin ich als Mitglied des Vorstandes des Verbandes evange-

lischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland e.V. (früher Verband der Pfarrvereine) auch auf EKD-Ebene mit Fragen der Pfarrvertretung befasst.

Es hat uns gut getan, dass meistens Vertreter/innen aus dem **Lehvikariat** beratend dabei waren. Sie haben oft Fragen gestellt und Themen eingebracht, die wir uns so (nicht mehr) gestellt haben und haben auch die Frage der Nachwuchssituation wach gehalten. Ich erinnere nur daran, dass mit den Jahrgängen 1956 bis 1965 etwa die Hälfte aller jetzt aktiven Pfarrer/innen in den Ruhestand geht.

Ich freue mich, dass in der nächsten Wahlperiode auch ein/e Vertreter/in des Konventes der Schwerbehinderten dabei sein wird. Der Konvent ist derzeit im Entstehen.

Sehr erfreulich ist die **Bereitschaft aus dem EOK, in der PV über Vorhaben zu referieren** oder auf Anfragen auch persönlich Antwort zu geben. Da wir immer in den Räumen des EOK tagen, außer bei der Klausur, sind die Wege kurz.

Bei der **Neuregelung des Pfarvertretungsgesetzes** konnten wir eine Freistellung des Vorsitzenden bis zu 50 Prozent eines Dienstauftrages erreichen. Außerdem wurde neu geregelt, dass in Zukunft nicht ein, sondern zwei Vertreter der Religionslehrer/innen gewählt werden. Das entspricht besser dem zahlenmäßigen Verhältnis der Gemeindepfarrer/innen und Religionslehrer/innen. Die Gruppe der Pfarrdiakone wird voraussichtlich in der zukünftigen PV nicht mehr vertreten sein, da die meisten inzwischen im Ruhestand sind.

Eine Schwierigkeit bei der Arbeit der PV ist unsere rechtliche Stellung: Wir haben keine Mitbestimmungsrechte, sondern lediglich Anhörungsrechte. Das bedeutet, dass wir sine vi sed verbo allein durch Argumente überzeugen können. Deshalb sucht die PV das Gespräch sowohl mit dem EOK als auch mit der Synode, um die Interessen der Pfarrerschaft zu vertreten. Dabei geht es uns nicht um Konfrontation, sondern um eine zukunftsfähige Gestaltung der Dienstgemeinschaft in unserer Kirche.

Während ich dies schreibe, kann ich noch nicht sagen, wie viele **Wahlvorschläge** es geben wird; der Vorstand des Pfarrvereins hat einen Komplettvorschlag für die Kandidierenden und deren Stellvertreter/innen gemacht, wie es im Gesetz vorgesehen ist.

Ich bitte alle, in ihrer jeweiligen Wahlgruppe an der Wahl teilzunehmen; nicht zuletzt wird durch eine gute Wahlbeteiligung auch die Position der PV gestärkt. Die Wahlgruppen sind übrigens deshalb getrennt, damit auch die Religionslehrer/innen ausreichend vertreten sind. Sie hätten sonst wegen der geringeren Zahl (Verhältnis etwa 1 zu 4) das Nachsehen.

■ *Reinhard Sutter, Vorsitzender
Elsässer Straße 37
77694 Kehl-Neumühl
reinhard.sutter@gmx.de*

Mein Studienjahr in Heidelberg als Stipendiatin des Fördervereins

In meiner Heidelberger Zeit ich habe eines der wichtigsten Jahre meines Lebens erlebt. Gleich in mehreren Bereichen habe ich erfahren, wie ich durch die Zeit, die ich für Gott hatte, selbst verändert wurde. Einer der wichtigsten Aspekte ist, dass ich durch das Stipendium Zeit hatte, Abstand zu nehmen vom bisherigen Studium an der Theol. Universität in Budapest, vom Dienst, von anderen Verpflichtungen, die in meiner rumänischen Heimat mein Leben bestimmt haben. In Heidelberg durfte ich Gott fragen, was er mit meinem Leben anfangen will, und habe viel Zeit gehabt, auf ihn zu hören. Ich kann nicht genug betonen, wie wichtig diese Frage für mich ist und was für ein Segen es war, einfach aufmerksam auf die Antwort sein zu dürfen.

Außerdem es war für mich eine große Freude, an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg Theologie studieren zu können, die großartige Bibliothek benutzen und mich mit meinem Fach wirklich wissenschaftlich beschäftigen zu dürfen. Das war möglich durch die Gegebenheiten, die sich mir nur hier geboten haben. Zum Beispiel das deutsche Universitätssystem, das sich viel mehr auf die eigene Arbeit konzentriert als das ungarische; die Freiheit von anderen Verpflichtungen, die mir viel mehr Zeit gegeben hat, um mich auf mein Studium konzentrieren zu können; und nicht zuletzt zählt dazu auch die Sicherheit, dass ich in diesem Jahr nicht die Sorge um die Finanzierung meines Lebens hatte.

Alle diese Aspekte haben mein Leben unglaublich bereichert.

Ich habe eine besonders schöne Zeit hier erlebt, bin sehr vielen interessanten Leuten begegnet, bin sehr aufmerksam auf Gott gewesen und durfte jeden Morgen aufwachen und zuerst einen Blick auf das schöne Heidelberger Schloss werfen. Ich durfte die Gemeinschaft im Morata-Haus genießen mit interessanten und herausfordernden Gesprächen – oft bis ganz spät in der Nacht – oder durch lustige Geselligkeit beim gemeinsamen Essen, beim Filme anschauen oder feiern.

Nach elf Monaten in Heidelberg darf und kann ich nicht weniger als ein dickes, großes DANKESCHÖN sagen, denn die Möglichkeit für ein Stipendium, die Sie durch Ihre Spenden geschaffen haben, hat das Leben einer rumänisch-ungarischen Theologiestudentin in einer unaussprechlichen Weise gesegnet.

DANKESCHÖN – und ich wünsche Ihnen Gottes reichen Segen.

■ *Iúlia Zaharia,*
Stipendiatin der Ungarischen
Evang.-Luth. Kirche in Rumänien

Christian Wolff:

Osterweiterung: Leben im neuen Deutschland

*Evangelische Verlagsanstalt Leipzig,
2012, 242 Seiten, 12,80 Euro*

Nach 20 Jahren als Pfarrer an der Thomaskirche Leipzig zieht Christian Wolff Bilanz. Der frühere Mannheimer Pfarrer legt ein Buch vor, in dem er sehr persönlich seine Erlebnisse mit ihren Höhen und Tiefen darlegt, von seiner Arbeit als Pfarrer an der Thomaskirche und als Leipziger Bürger berichtet und auch seine Erfahrungen in Kirche und Gesellschaft reflektiert. Das bereichert er mit Predigten und Ansprachen zu Gottesdiensten, Motetten und zu politischen Anlässen.

Seinen Entschluss nach Leipzig zu gehen, sah Wolff, der als aktiver Angehöriger der 68er Studentenbewegung immer notwendige Veränderungen mit gestalten will, als persönliche Herausforderung an. Zwar beurlaubt von der Badischen Landeskirche, arbeitet Wolff in Leipzig doch von Anfang an zum gleichen Gehalt wie seine sächsischen Kollegen. Im Buch schildert er die jahrelangen Auseinandersetzungen (bis 2005!) mit der sächsischen Kirchenleitung um seine Übernahme in den Dienst der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens. Oft wusste er nicht, ob er würde bleiben können. Jahre der Ungewissheit, die auch die Krankheitszeit seiner Frau Dorothea Frischmann-Wolff bis zu ihrem Tod 2002 belasteten. Aber bei all dem betont Wolff: Die vielen Menschen, die ihm zur Seite standen, ihn unterstützten, haben ihn ermutigt, durchzuhalten. Er

meint zu diesen für uns kaum nachvollziehbaren Auseinandersetzungen, dass die starren Strukturen in der Kirchenleitung, die zu DDR-Zeiten eine durchaus stabilisierende Funktion gehabt haben mögen, in einer offenen Gesellschaft fehl am Platz sind und sich glücklicherweise inzwischen gründlich verändert haben.

Trotz aller Schwierigkeiten, die es immer wieder gab, setzte und setzt sich Wolff in Leipzig mit großem Engagement und Sachverstand für die vielfältigen Aufgaben, die mit der Thomaskirche verbunden sind, ein. So wurden große Spendenmittel eingeworben, um die Thomaskirche vollständig zu renovieren und sanieren. Dazu dient auch der neu gebaute Thomasshop, in dem man auch über das Internet einkaufen kann! Im Vordergrund seiner Tätigkeit in Leipzig stand von Anfang an das Bemühen, Thomanerchor und Kirchengemeinde St. Thomas stärker aufeinander zu beziehen. Dabei unterstützte er die Bemühungen von Thomaskantor Georg Christoph Biller, die Bedingungen dafür zu schaffen, dass der Thomanerchor das Spitzenniveau, das ihm zusteht, auch halten kann. Der älteste Knabenchor Deutschlands ist ja nicht nur eine Attraktion für die Kirche und die Stadt. Wolff versteht den Chor und seine Musik als Element der Verkündigung, was gerade in einer entchristianisierten Gesellschaft von großer Bedeutung ist.

Die Grundlage seiner Sicht der Thomana, dem Verbund von Kirche, Chor und Schule ist der Dreiklang von glauben, singen, lernen. Und so konnte aus einer Vision

weniger Menschen eine Wirklichkeit werden: Im neugegründeten Bildungscampus forum thomanum gibt es eine Kindertagesstätte und eine Grundschule, die mit dem Chor und der Thomasschule eine Gemeinschaft bilden, eben mit diesem Ziel: glauben, singen und lernen.

Weiter berichtet Wolff von dem langen Weg, der zu gehen war, bis es gelang, ein jüdisches Begegnungszentrum für die wachsende Israelitische Religionsgemeinde durchzusetzen und zu bauen. Wolff hält es für eine wesentliche Aufgabe der christlichen Kirche, jüdisches Leben in Deutschland wieder zu ermöglichen. Wie groß jedoch der Widerstand dagegen in Leipzig war und ist, zeigt die Tatsache, dass ein Nachbar des Ariowitsch-Hauses, von dessen juristischen Einsprüchen gegen das Haus Wolff im Buch berichtet, jetzt eine einstweilige Verfügung gegen diese Veröffentlichung beantragt, aber nicht erreicht hat!

Auch bei uns im Westen hat die Presse davon berichtet, wie die Kirche mit der Universitätsleitung darum gekämpft hat, dass beim Wiederaufbau der 1968 gesprengten Universitätskirche nicht nur eine Aula, sondern eine Kirche entsteht, ein Raum für Gottesdienste, für kritisches Denken und Reflektieren und für musikalische Aufführungen. Auch darüber berichtet das Buch mit der Aussicht, dass unter der neuen Universitätsleitung sich Lösungen werden finden lassen.

Wer sich an Christian Wolff aus seiner Mannheimer Zeit erinnert, wird sich nicht

wundern, dass für ihn der Einsatz für soziale Gerechtigkeit und der Kampf gegen die rechte Szene nach wie vor eine wichtige Aufgabe darstellen. Dass alle diese Felder zu beackern einen ungeheuren Arbeitseinsatz bedeutet, liegt auf der Hand. So vieles anzustoßen und zu realisieren, das ist Wolff wichtig, kann nur gelingen, wenn viele, viele Menschen den Weg mitgehen, mitdenken, mitgestalten und immer von neuem für die nötigen finanziellen Mittel sorgen.

Das Buch Osterweiterung lässt uns teilhaben an der schwierigen und zugleich hoffnungsvollen Entwicklung einer von 40 Jahren DDR geprägten Stadt und einer Kirche mit 800-jähriger Tradition. Aber lesenswert ist es nicht nur deswegen, sondern es kann uns in der westdeutschen Kirche anregen, intensiv über unsere Rolle bei der deutschen Wiedervereinigung nachzudenken und auch darüber, wie Kirche in einer säkularen, pluralistischen Gesellschaft ihre Strahlkraft neu entfalten könnte.

■ *Tabitha Cramer, Mannheim*

Traugott Schächtele:

Theologie als Lernprozess Wege des Verstehens im Kontext der Kirche

*Schriftenreihe der EH Freiburg Bd. 32
LIT-Verlag, 175 Seiten, 2012, 19,90 Euro*

15 Vorträge aus den letzten vier Jahren hat der badische Prälat Traugott Schächtele hier zusammengestellt. An unterschiedlichen Orten und zu unterschiedlichen Anlässen wurden sie vor Pfarrkonventen, auf Akademietagungen oder bei anderen Bildungsveranstaltungen gehalten. In drei Gruppen sind sie eingeteilt: vier Vorträge zu biblischen Einsichten, ebenso viele über Lernfelder des Glaubens und eine dritte Serie zum Thema Kirche zwischen Kontinuität und Wandel.

Aus der Fülle der Themen seien wenige herausgegriffen. Welche Bedeutung die Bibel gerade auch außerhalb der Grenzen des Christentums hat, beschreibt der erste Beitrag: „Die Quelle fragt nicht, wer aus ihr trinkt.“ Da ergeben sich nicht nur umfassende Möglichkeiten für den Umgang mit der Bibel innerhalb der Christenheit, sondern auch in vielen säkularen Feldern. In die aktuelle Diskussion um Ordination und Predigtamt auch für Prädikanten klinkt sich der Beitrag ein „Predigen kann doch jeder! Rite vocatus?“ Und über den eigenen Horizont hinaus geht der bei einer Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit gehaltene Vortrag: „Ersttestamentliche Gottesrede aus zweiter Hand?“. Denn hier spielt natürlich der Antijudaismus in christlichen Predigten und die Besinnung auf die Gemein-

samkeiten des heiligen Buch eine Rolle, wozu auch ganz konkrete Ratschläge an christliche Prediger des ersten Testaments gehören.

Unter den Lernfeldern des Glaubens ist zuerst ein vor der evangelischen und katholischen Erwachsenenbildung gehaltenen Vortrag zu nennen, bei dem es um Weltgestaltung, Verwirklichung von Gerechtigkeit und aktiver Mitarbeit der Christen in der globalen Welt geht. Da werden dann über die Konfessionen hinaus auch andere Religionen wie Judentum und Islam in die Überlegungen einbezogen. Ein anderer Vortrag hilft einfach, die Frage zu beantworten: Wie spreche ich authentisch vom Glauben? Dass im Zusammenhang mit den Lernfeldern des Glaubens auch das Ehrenamt eine besondere Rolle einnimmt, zeigt der Vortrag „Bürgersinn und Gottesglaube“.

Der dritte Teil „Kirche zwischen Kontinuität und Wandel“ umfasst einen Beitrag zu Schächteles Lieblingstheologen Augustinus. In dem Beitrag „Was heißt heute evangelisch sein?“ wird ein Bogen gespannt zwischen Reformation und aktuellen Versuchen, den eigenen Glauben und die Position eines Christen in der Zeit zu beschreiben. Auch der Beitrag „Vielfalt ohne Grenzen?“ hilft dem Leser zu eigenen Positionen in der Fülle von Meinungen und Aussagen zum christlichen Glauben. „Gibt es in hundert Jahren noch Kirche?“ Diese Frage stellt Schächtele nicht, um sie dann im Sinn von Kaffeesatzlesen oder Wahrsagerei zu beantworten, sondern er schließt eine Reihe von Wünschen an, die

das Wachstum und den Erhalt der Kirche bewirken könnten. „Schicksal, Glück oder eigener Wille – was bestimmt über unser Leben?“ Auch hier wird ein hoffnungsvoller Blick in die Zukunft gewagt. Ein ethisch brisantes Thema spricht der Beitrag „Medizin zwischen Ethik und Kommerz“ an.

Und dann gibt es noch spezielle für unsere Berufsgruppe einen Beitrag, der einmal für die Männerarbeit bestimmt war: „Neue Pfarrer – alte Kirche“. Ob das auch umgekehrt gilt?

■ *Klaus Schnabel, Karlsruhe*

Martin Walser:
**Über Rechtfertigung,
eine Versuchung**

*Rowohlt-Verlag, 2012, 110 Seiten,
14,95 Euro*

Glücklicherweise habe ich rechtzeitig das Plakat am Tor der Humboldt – Universität in Berlin gesehen: Martin Walser spricht zum Thema Rechtfertigung, eine Versuchung. Der Schriftsteller und dieses Thema, das sollte etwas Besonderes werden. Am Eingang wurde uns von Studierenden ein Blatt in die Hand gedrückt mit der Überschrift: Warum wir nicht wünschen, dass Martin Walser spricht. Sie verwiesen in dem Papier auf die Rede, die Walser vor ein paar Jahren in der Frankfurter Paulskirche gehalten hatte. Er habe in dieser Rede den Holocaust privatisiert und damit verharmlost und für einen Schlussstrich in dieser Debatte geworben. Immerhin – während seiner Rede wurde Walser nur einmal gestört. Und nun liegt diese Rede zu einem Büchlein erweitert vor.

Rechtfertigung ist kein moderner Begriff. Man braucht keine Rechtfertigung so Walser, man wolle einfach recht haben. Da man sich dauernd ins Unrecht gesetzt fühle oder verteidigen müsse, komme es vor allem drauf an, recht zu haben. Das aber ist eine Verarmung. Um deutlich zu machen wie wichtig es ist, die Notwendigkeit von Rechtfertigung aufrecht zu halten, nutzt der Schriftsteller eine Reihe literarischer Beispiele: von Augustin über Luther und Calvin, bis zu Kafka und Nietzsche, um beim Zentrum zu landen: der Römerbriefauslegung von Karl Barth. Dieses immer wieder ausführlich zitierte Werk von 1922 ist für

Walser Grundlage für ein neues Verständnis von Rechtfertigung. In der Rundumschau kommt Walser auf die Eröffnung der Salzburger Festspiele 2011 mit einer Rede von Joachim Gauck, der statt des Vertreters der Welthungerhilfe reden durfte und so das Gewissen der Veranstalter rechtfertigte. Auch die Rede Walsers in der Paulskirche 1998 wird wieder erwähnt. Immer wieder bekundet Walser, dass er unter dem Zwang leide, das Rechthaben wichtiger sei als gerechtfertigt zu werden. Dabei wird immer deutlicher, dass die Theologie den Begriff viel enger fasst als ein Schriftsteller. Auch hier ist Karl Barth wieder anregend: „Es gibt einen Religiösen, dem es tatsächlich gelingt, aus diesem Wettbewerb des Rechthabens auszustiegen, weil er die wahre Not, Rechtfertigung zu suchen, nicht betäuben konnte: Karl Barth.“ Letztlich bekennt sich Walser nicht ausdrücklich zum christlichen Glauben, aber er sagt „zur Ehre der Religion“, dass sie die Frage der Rechtfertigung nie habe aussterben lassen. Dem heute fast vergessenen Schweizer Theologen wird so eine neue große Bedeutung beigemessen, aktuell für unsere Zeit. Dass Rechtfertigung „verkirchlicht“ wurde, bezeichnet Walser als eine Engführung, andererseits werde Rechtfertigung ohne Religion zur Rechthaberei. Dabei ist ein zentraler, immer wieder auftauchender Satz: „Wer sagt, es gebe Gott nicht, und nicht dazu sagen kann, dass Gott fehlt, der hat keine Ahnung. Einer Ahnung allerdings bedarf es.“ Martin Walsers Schrift ist nicht nur aufregend und spannend, sie regt auch dazu an, Barths Römerbrief, 2. Fassung von 1922 (wieder) zu lesen.

■ *Klaus Schnabel, Karlsruhe*

Antje Yael Deusel:

Mein Bund, den ihr bewahren sollt Religionsgeschichtliche und medizinische Aspekte der Beschneidung

*Verlag Herder, Freiburg 2012,
167 Seiten, broschiert*

Dies ist eine hochaktuelle Veröffentlichung, der eine „rabbinische Abschlussarbeit zur Erlangung der Ordination“ an der Universität Potsdam zugrunde liegt. Allgemeine Diskussionen, die von der Rabbinerin und promovierten Medizinerin dabei geführt wurden, haben jedoch bereits vor dem Bekanntwerden des Urteils des Kölner Landgerichts zu dieser Frage gezeigt, „dass das Thema durchaus von allgemeinem Interesse ist“.

Die Autorin geht zunächst der Quellenlage der Beschneidung im Judentum, der *Brit Mila*, sowie der kontroversen Diskussion darüber nach. In einer Fußnote wird darauf verwiesen, dass diese dem Nazi-Regime als Beweis des Judeseins galt. Die Publikation will nachweisen, dass die *Brit Mila* „keinen Widerspruch zu ethisch-moralischem Handeln darstellt und auch von medizinischer Seite keineswegs eine Schädigung bedeutet“.

Nach knapper Erläuterung der einzelnen Begriffe und Vorgänge im Zusammenhang mit der Beschneidung wird ausführlich auf medizinische Fragen eingegangen, u. a. auch auf körperliche Fehlbildungen, die bereits im Talmud bedacht werden. Danach folgt eine detaillierte Beschreibung der hauptsächlichsten Ausführungsart mittels

medizinischer Fachausdrücke; denn „die Art und Weise ihrer Durchführung ist ... nicht beliebig“. Auch alle erforderlichen Nachsorgemaßnahmen werden dabei angesprochen.

Anschließend werden die halachischen Erfordernisse einer korrekten Brit Mila dargestellt – vom Erforderlichen bis zum Üblichen. Bestimmte, bereits im Talmud bezeugte Segenssprüche sind jedoch bei allen Variationen aufgrund unterschiedlicher innerjüdischer Richtungen obligatorisch. Auch die anschließende Namensgebung ist nicht beliebig.

Ein Kapitel widmet sich den biblischen Grundlagen der Beschneidung und deren talmudischen Auslegungen einschließlich Sonderregelungen (sie werden teilweise im Abschnitt über die talmudische Zeit wieder aufgegriffen). Dabei helfen auch die medizinischen Kenntnisse der Autorin, bestimmte Vorschriften sowie talmudisch belegte, sehr differenzierte Fallbeispiele zu verstehen. Nebenbei wird deutlich, dass auch damals schon Entbindungen durch Kaiserschnitt bekannt waren. Die medizinischen Anforderungen an den beschneidenden Mohel werden ebenfalls beschrieben und entsprechend belegt.

Dass die Beschneidung keine israelitische Besonderheit war, zeigen die interessanten Beispiele aus der kulturellen Umwelt des alten Israel. Dabei werden auch antike Statuetten mit medizinischem Fachblick betrachtet und ursprüngliche gesellschaftliche und symbolische Bedeutungen erörtert. Selbst so vertraute Verse wie

Ex 6,12, wo Mose sich scheinbar als „ungeschickt zum Reden“ bezeichnet, werden auf ihren hebräischen Wortlaut zurückgeführt, der von „unbeschnittenen Lippen“ spricht und damit ganz andere Assoziationen hervorruft. Bemerkenswert sind auch die ausführlichen Betrachtungen, die an die Verlegung der Beschneidung von der Pubertät „ins Neugeborenenalter“ geknüpft werden. Ob hohe Säuglingssterblichkeit der Grund dafür war, kann überlegt, aber nicht definitiv beantwortet werden. Für die talmudische Zeit wird – bei einer Rabbinerin nicht anders zu erwarten – sowohl auf die Rolle der Frau eingegangen, als auf den in römischer Zeit sich einbürgernden „Epispasmus“, eine Methode der „frühen plastischen Chirurgie“, wodurch die Beschneidung unkenntlich gemacht werden sollte.

Interessant ist, dass sich in nachtalmudischer Zeit unterschiedliche Interpretationen der Beschneidung herausbildeten – bis hin zum Vergleich des Beschneidungsblutes mit dem Blut des Passalammes. Auch weitere, heute selbstverständlich erscheinende Bestandteile einer Beschneidungsfeier werden in ihrem Entstehungszusammenhang erklärt. Dass sich die Autorin als promovierte Medizinerin in besonderer Weise auch für die Erörterungen des Arztes Maimonides interessiert, versteht sich von selbst. Dabei kommen auch Gesichtspunkte zum Tragen, die vom Kölner Gericht anders gewertet wurden. Mit der jüdischen Aufklärung ergaben sich darüber hinaus nicht nur regionale, sondern auch „konfessionelle“ Differenzierungen.

Einen beträchtlichen Teil nimmt das Kapitel „Diskussionen“ ein. Auch der Abschnitt über „Probleme zwischen Juden und nicht-jüdischer Umgebung“ ist historisch angelegt – bis hin zur antiken Diskussion im Zusammenhang mit dem Kastrationsverbot. Nicht leicht abgetan werden kann das oft von christlicher Seite vorgebrachte Argument, die Beschneidung schließe Frauen vom Bund aus. Dennoch sind Einwände gegen die rituelle jüdische Beschneidung „nichts anderes als ein Ausdruck der Ablehnung des Judentums“. Auch innerjüdische Diskussionen werden ausführlich dargestellt – bis hin zu einem Gutachten von Leopold Zunz und Bedingungen in kommunistischen Staaten sowie die Diskussion über Einzelheiten im Vollzug sowie zu Fragen der Anästhesie und der Hygiene. Die juristischen Aspekte werden angesprochen, aber nur auf psychologische und medizinische Einwände eingegangen. Schließlich ist die Autorin keine Juristin, sondern Medizinerin; außerdem erschien das Buch vor der Publizierung des Kölner Urteils.

Für theologisch Gebildete sind die gelegentlichen hebräischen Fachausdrücke ohne weiteres lesbar, man hätte seitens des Lektorats allerdings auch an die interessierten theologischen Laien denken sollen, die nicht in der Lage sind hebräische Buchstaben zu lesen (etwa wenn von einer „überlieferten“ Halacha geredet wird, wo der zitierte hebräische Wortlaut bedeutet „Halacha für Mose vom Sinai“); in einer 2. Auflage sollten diese Wörter auch in Umschrift wiedergegeben werden. Die biblischen Bücher werden mit

ihren hebräischen Namen zitiert, die für nichtjüdische Leser üblichen Bezeichnungen sind nur z. T. ins Glossar am Ende des Buches aufgenommen.

■ *Hans Maaß, Karlsruhe*

Pfarrer i. R. Karl Ludwig Simon

* 25.12.1936

† 19.05.2012

„Von ganzem Herzen, von ganzer Seele Gott dienen, ihn lieben und seinen Wegen folgen“, so begann die Trauerpredigt von Dekanin Bärbel Schäfer in Wies. Sie nahm damit Karl Ludwig Simons Konfirmationsspruch aus Josua 22,5 auf.

Nachfolge, dieses Wort prägte „Kalu“ – wie er von seinen Freunden und seiner Familie liebevoll genannt wurde. Er stammt aus einer badischen Pfarrersfamilie, die christliches Leben und demokratisches Engagement lebte und vorlebte.

In diese Tradition trat Kalu immer wieder, las Leonard Ragaz' Auslegung der Bibel und wandte sie in seinen Gemeinden an. Er sah die Gemeinde als die Keimzelle in der Kirche und Matthäus 20,25 ff war für ihn das Ideal der Kirche, nur als dienende Kirche kann sie sich zu Wort melden und erreicht die Menschen.

Die Beziehungen zu den Menschen waren ihm wichtig, er suchte Kontakt bei den Vereinen und knüpfte und pflegte stets Kontakte zu den politischen Gemeinden. Ins Gespräch wollte er mit den Menschen kommen.

Kalu Simon war ein kritischer Theologe und Pfarrer; So gründete er in den 90er Jahren den Arbeitskreis „mündige Gemeinde“ mit, der sich für Kirchenreformen engagierte. Eine Kirche ohne oben und unten war sein Leitbild.

Einer seiner Sätze lautete: „Der Weg aus der Belanglosigkeit führt nur über unser Tun, bzw. Zeugnis.“

Kalu kannte die Weite der Ökumene: Als junger Theologe beim ÖRK in Genf und in East Harlem, New York sowie später in Kinshasa/Kongo sammelte er wertvolle Erfahrungen, die er in die Arbeit als Pfarrer in Freiburg-Landwasser, als erster theologischer Leiter der Tagungsstätte Pforzheim-Hohenwart und als Pfarrer der Thomasmgemeinde in Karlsruhe einbrachte. Von ganzem Herzen Gott dienen, das durchzog sein Leben.

Konflikten ging er nicht aus dem Weg, aber seine Losung war: „Hart in der Sache, aber gemäßigt im Ton“. Das lebte er. Nach seiner Pensionierung zog er nach Wies ins Kleine Wiesental. Im elterlichen Haus fühlte er sich wohl, er hatte Zeit für seine Frau Dorothee und seine große Familie mit 10 Enkeln. Daneben engagierte er sich weiter in der Gemeinde, hielt neben Gemeindegottesdiensten auch besondere Gottesdienste, wie Waldgottesdienste.

Vor einigen Jahren erkrankte er, es war keine leichte Zeit für ihn und seine Familie. In dieser Zeit wurde für ihn das Bild des Hirten immer wichtiger. Jesus Christus als der gute Hirte, aber auch das eigene Hirtenamt für seine Familie und die Gemeinde, der er begegnete.

Kalu liebte die Natur, den Schwarzwald, den Blick auf die Alpen, sein Hüslü mit duftender Holzheizung, er konnte und wusste es zu genießen.

Kalu „wurde von seinem unheilbaren Krebsleiden durch einen tragischen Verkehrsunfall erlöst“, wie die Familie in der Traueranzeige schrieb. Karl Ludwig Simon hinterlässt seine Ehefrau Dorothee, drei Söhne mit Familien.

Seine Freude, sein Lächeln und Humor werden der Familie und uns, die wir ihn kannten, fehlen.

■ *Ulrich Schadt, Karlsruhe*

Pfarrerin Dr. Frances Back

* 07.10.1965

† 26.05.2012

Nur wenige Monate aktiven Wirkens in ihren Gemeinden in Mückenloch und Dilsberg waren ihr vergönnt, nachdem Dr. Frances Back am 1. Mai 2010 als Pfarrerin in die beiden Gemeinden über dem Neckartal berufen wurde. Dennoch eroberte sie sich in der kurzen Zeit durch ihre offene und herzliche Art große Sympathien. Auch als ihre Krebserkrankung sie in den Krankenstand zwang, versteckte sie sich nicht, sondern teilte mit vielen Menschen ihre Erfahrungen und sorgte im Hintergrund weiter für ihre Gemeinden.

Anfang des Jahres freute sie sich sehr auf die Aussicht, in ihre Arbeit zurückkehren zu können, ehe der Krebs noch einmal und sehr viel aggressiver zurück kam. Dennoch strahlte sie bis zum Schluss viel Hoffnung und große Glaubenszuversicht aus. Und hatte doch zugleich alles wohl vorbereitet für den Fall, dass Gott sie frühzeitig abberufen würde.

Nach dem Abitur noch unentschlossen, welchen beruflichen Weg sie einschlagen sollte, studierte Frances Back zunächst in Padua, später in Tübingen, ein Jahr in Jerusalem und schließlich in Heidelberg Theologie. Nach dem 1. Examen absolvierte sie ihr Lehrvikariat in Karlsruhe-Grünwettersbach und ihr Pfarrvikariat in Zuzenhausen. Im Jahr 1995 wurde sie ordiniert.

Als Dr. Frances Back im Jahr 2003 als Inspektorin des Theologischen Stifts an die Göttinger Fakultät kam, hatte sie bereits

viele akademische Erfolge vorzuweisen und reiche pastorale Erfahrungen gesammelt. Eine exzellente Ausbildung, die Assistenzzeit in Bayreuth und die Promotion in Tübingen lagen hinter ihr, eine akademische Karriere oder der Weg in die Kirche vor ihr. Sie ist beides mit Leidenschaft angegangen und hat beides glänzend gemeistert: Nach ihrer Habilitation im Jahre 2008 hat sie solange es ging ihre *venia legendi* für das Fach Neues Testament an der Göttinger Universität versehen, sich beruflich aber für den Dienst in ihrer badi-schen Landeskirche entschieden.

In ihrer Dissertation über „Verwandlung durch Offenbarung“ beschäftigte sich Frances Back mit dem Zweiten Brief an die Korinther, besonders mit der Verheißung 2. Kor 3,11: *„Wenn schon das Vergängliche in Herrlichkeit erschien: die Herrlichkeit des Bleibenden wird es überstrahlen.“* Möge ihr die Offenbarung in der Verwandlung zuteil werden, möge sie „die Herrlichkeit des Bleibenden“ schauen, über die sie nicht nur wissenschaftlich gearbeitet, sondern an die sie geglaubt hat.

2007 ließ sich Dr. Frances Back als Pfarrvikarin in Eberstadt bei Buchen und später in Villingen einsetzen, ehe sie ihren Dienst als Pfarrerin in Mückenloch und Dilsberg antrat.

Wir verlieren mit Dr. Frances Back nicht nur eine sehr gebildete und kluge Kollegin, sondern auch eine sehr einfühlsame Seelsorgerin und einen liebevollen und liebenswerten Menschen. Sie starb, gerade einmal 46 Jahre alt, am Abend vor dem

Pfingstfest, an dem wir uns in besonderer Weise dem Heiligen Geist öffnen, den uns Jesus Christus als Tröster verheißen hat und der uns mit ihm und untereinander verbindet.

**Herr Jesus Christus,
du König der Herrlichkeit,
du bist erhöht über alle Welt.**

**Wir bitten Dich:
Lass uns nicht allein und ohne Trost,
sondern sende uns den
verheißenen Geist,
dass er uns in aller Anfechtung
beistehe und dahin bringe,
wohin du uns vorangegangen bist.**

(Gebet zu EG 124)

■ *Dekan Ekkehard Leytz,
KBZ Neckargemünd-Eberbach,
Prof. Dr. Reinhard G. Kratz,
Theologische Fakultät der Universität
Göttingen und Pfarrer i. R. Dirk Tiedemann, Göttingen*

Gebet auf dem Weg

Wanderer sind wir,
zwischen Welten und zwischen Zeiten,
unterwegs zu immer neuen Zielen,
mit der Sehnsucht im Herzen,
irgendwann anzukommen.
Erhalte uns diese Sehnsucht, Gott,
die unserem Leben ein Ziel gibt.

Wanderer sind wir,
die immer wieder Abschied nehmen müssen
von Menschen und Dingen,
die lieb Gewordenes hinter sich lassen,
um aufzubrechen zu neuen Ufern,
manchmal freiwillig, oft auch unfreiwillig.
Lass uns bei allem Aufbruch und Wechsel
deine segnende und bewahrende Kraft.

Wanderer sind wir,
manchmal geborgen in vertrauten Kreisen,
oft schutzlos einer fremden Umgebung
ausgeliefert.

Lass uns Menschen finden,
die es gut mit uns meinen,
die gastlich ein Stück ihrer Zeit,
ihres Wissens, ihrer Erfahrung mit uns teilen.

Wanderer sind wir,
unterwegs mit so vielen,
die auf anderen Wegen,
zu anderen Zielen unterwegs sind.
Erhalte uns die Achtung voneinander,
den Respekt vor dem Fremden,
die Neugier, uns auf etwas Neues einzulassen,
die Freiheit, Urteile und Vorurteile zu
korrigieren.

Wanderer sind wir,
deines Schutzes, Gott, bedürftig.
Bewahre uns auf unseren Wegen,
schenke uns Menschen als Begleiter,
die uns hilfreich sind,
und, wo es nötig ist, auch deinen Engel.
Lass uns nicht aus den Augen verlieren,
dass wir auf dem Weg sind zu einem
guten Ziel.

Klaus Nagorni

Schriftleitung: Andrea Knauber und Dr. Jochen Kunath

Dr. Jochen Kunath, Markgrafenstr. 18 b, 79115 Freiburg. Tel.: 07 61/4 59 69-0, Fax: 07 61/4 59 69-69
Andrea Knauber, Im Brüchele 11, 76646 Bruchsal. Tel.: 0 72 57/90 30 70, Fax: 0 72 57/92 43 30

Textbeiträge senden Sie bitte an: schriftleitung@pfarrverein-baden.de

Herausgeber: Vorstand des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V., Vorsitzender: Pfarrer Matthias Schär; Geschäftsstelle: Postfach 2226, 76010 Karlsruhe, Tel.: 07 21/84 88 63, Fax: 07 21/84 43 36
Sitz: Reinhold-Frank-Straße 35, 76133 Karlsruhe, www.pfarrverein-baden.de, E-Mail: info@pfarrverein-baden.de

Grafik und Versand: Perfect Page, Kaiserstraße 88, 76133 Karlsruhe

Gestaltung: Perfect Page; Titelbild: Foto-Ruhrgebiet, Fotolia.com

Textnachweis: Zu guter Letzt: In: Fritz Baltruweit (Hg.) Auf dem Weg, gemeinsam gottesdienst gestalten Bd. 14, Lutherisches Verlagshaus 2011, S. 201–202. Quellenangabe für die Titelseite Ausgabe 6:
Aus: Reiner Kunze; Gespräche mit der amsel, Frankfurt 1984, S. 177

Auflage: 2110 auf chlorfreiem Papier

Herstellung: Druckerei Woge, Ettlinger Straße 30,
76307 Karlsbad-Langensteinbach